NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07492996 3

ENGELHORN'S
allgemeine
ROMAN-BIBLIOTHEK.

Verschwindende Diamanten.

Von

M. Mc. Donnell Bodkin.

Engelhorns allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle 14 Tage erscheint ein Band.

Preis jeden Bandes 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

Ueber **„Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek"** schreibt das „Prager Tagblatt":

Die Engelhornsche Bibliothek hat sich seit ihrem langjährigen Bestehen beim deutschen Lesepublikum in erfolgreichster Weise Eingang zu verschaffen gewusst, und es gibt heute kaum ein Haus, in dem nicht auch die bekannten roten Bändchen zu finden wären. Die Billigkeit im Vereine mit der tadellosen Ausstattung und der sorgfältigen, aber doch nicht engherzigen Auswahl des Gebotenen lassen diesen grossen Erfolg begreiflich erscheinen — und zugleich erfreulich. Denn durch das Engelhornsche Unternehmen ist der Verbreitung jener minderwertigen und schädlichen Litteratur, die sich leider so vielfach in Haus und Familie des deutschen Mittelstandes eingenistet hatte, wirksam entgegengetreten worden. An Stelle jener seichten, abgeschmackten und den Geschmack verderbenden Lektüre gute geistige Kost gesetzt und für solche in weiten Volkskreisen das Bedürfnis geweckt zu haben, ist ein grosses Verdienst der Engelhornschen Romanbibliothek. Ein weiteres Verdienst ist, dass diese — wie bereits erwähnt — ihren Lesern auch die besten fremdländischen Autoren in vortrefflichen Uebersetzungen zugänglich macht. Ausser zahlreichen Werken englischer, amerikanischer und französischer Autoren finden wir in den bisherigen Jahrgängen auch die italienische, polnische, russische, skandinavische, spanische und ungarische Romanlitteratur durch hervorragende Werke vertreten.

All' dies berechtigt zu dem Wunsche, dass das Engelhornsche Unternehmen sich auch weiterhin von demselben Streben leiten lassen möge; dann werden die beliebten „Rotröcke" zu den vielen alten Freunden gewiss noch manchen neuen erwerben.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 P[illegible]5 Pf. für den gebundenen Band be[illegible]

Erster Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
3. Conw[illegible] Aus Nacht zum Licht.
4. Praed, Zérr.
5. 6. Gréville, Wassiliffa.
7. Aldé, Vornehme Gesellschaft.
8. 9. Ohnet, Gräfin Sarah.
10. Braddon, Unter der roten Fahne.
11. Halévy, Abbé Constantin.
12. Verga, Ihr Gatte.
13. 14. Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
15. Theuriet, Gérards Heirat.
16. Gréville, Dosia.
17. Kraszewski, Ein heroisches Weib.
18. 19. Norris, Eheglück.
20. Kielland, Schiffer Worse.
21. Colombi, Ein Ideal.
22. Conway, Dunkle Tage.
23. Boyesen-Spielhagen, Novellen.
24. Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
25. 26. Delpit, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Der Steinbruch.
[illegible]
6. Harcy, [illegible]
7. Wilbrandt, Der Wille zum Leben. — Untrennbar.
8. Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino.
9. 10. Farjeon, Zu fein gesponnen.
11. Kielland, Gift.
12. — Fortuna.
13. 14. Ohnet, Lise Fleuron.
15. Farina, Aus des Meeres Schaum.
16. Frey, Auf der Woge des Glücks.
17. 18. Croker, Die hübsche Miß Neville.
19. Feuillet, Die Verstorbene.
20. Hopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
21. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind.
23. v. Glümer, Ein Fürstensohn. — Zerline.
24. Bret Harte, Von der Grenze.
25. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band
1. 2. Remin, Die Versaillerin.
3. Braddon, In Acht und Bann.
4. Schjörring, Die Tochter des Meeres.
5. 6. Malot, Lieutenant Bonnet.
7. About, Pariser Ehen.
8. Marrat, Hanna Warners Herz.
9. 10. Boyesen, Eine Tochter der Philister.
11. Gréville, Savelis Büßung.
12. 13. Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
14. Pasqué, Die Glocken von Pinrs.
15. 16. Daudet, Fromont jun. und Risler sen.
17. Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
18. Reade, Ein einfach Herz.
19. 20. Malot, Baccarat.
21. Norris, Mein Freund Jim.
22. Sienkiewicz, Hanna.
23. de Tinseau, Das beste Teil.
24. 25. Conway, Lebend oder tot.
26. de Bonnières, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band
1. 2. Haggard, Eine neue Judith.
3. Ohnet, Schwarz und Rosig.
4. Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
5. 6. Remin, Jahre des Gärens.
7. Lafontaine, Gute Kameraden.
8. Lie, Die Töchter des Commandeurs.
9. 10. Malot, Zita.
11. Gréville, Die Erbschaft Xenias.
12. Voß, Kinder des Südens.
13. 14. Fogazzaro, Daniele Cortis.
15. Farjeon, Die Herz-Neune.
16. 17. Ohnet, Sie will.
18. v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.
19. Farina, Um den Glanz des Ruhmes.
20–22. Daudet, Der Nabob.
23. Burnett, Der kleine Lord.
24. Theuriet, Der Prozeß Froideville.
25. 26. Braddon, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band
1. 2. Hopfen, Robert Leichtfuß.
3. Daudet, Der Unsterbliche.
4. Ouida, Lady Dorotheas Gäste.
5. 6. Memini, Marchesa d'Arcello.
7. Was der heilige Joseph vermag.
8. v. Glümer, Alessa. — Keine Illusionen.
9. 10. Philips, Wie in einem Spiegel.
11. Rielland, Schnee.
12. Claretie, Jean Mornas.
13. 14. Wood, Auf der Fährte.
15. v. Roberts, Satisfaktion.
16. Gravière, Die Scheinheilige.
17. 18. Ohnet, Doktor Rameau.
19. Peschkau, Frau Regine.
20. de Maupassant, Zwei Brüder.
21. 22. Farina, Mein Sohn.
23. Gréville, Dosias Tochter.
24. Lie, Der Lotse und sein Weib.
25. 26. Daudet, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band
1. 2. v. Wolzogen, Die tolle Komteß.
3. de Tinseau, Eine Sirene.
4. Philips, Jack und seine drei Flammen.
5. 6. Gunter, Mr. Barnes von New York.
7. Theuriet, Gertruds Geheimnis.
8. Conway, Wunderbare Gaben.
9. 10. Ohnet Letzte Liebe.
11. Voß, Die Sabinerin.
12. Memini, Mia.
13. 14. Croker, Diana Barrington.
15. v. Heigel, Der reine Thor.
16. Pontoppidan, Ein Kirchenraub.
17. 18. Daudet, Die Könige im Exil.
19. Philips, Die verhängnisvolle Phryne.
20. 21. Ohnet, Sergius Panin.
22. Serao, Achtung Schildwache.
23. Rabusson, Salonidylle.
24. 25. Gunter, Mr. Potter aus Texas.
26. Murray, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band
1. 2. v. Roberts, Preisgekrönt.
3. Ohnet, Die Seele Pierres.
4. Theuriet, Zum Kinderparadies.
5. 6. Aldé, Imogen.
7. Daudet, Port Tarascon.
8. Hoye, Ein Mann von Bedeutung.
9. 10. Galitzin, Ohne Liebe.
11. Norris, Die Erbin.
12. 13. v. Wolzogen, Die kühle Blonde.
14. de la Brète, Mein Pfarrer und mein Onkel.
15. Voß, Der Mönch von Berchtesgaden.
16. 17. Haggard, Oberst Quaritch.
18. Peschkau, Noras Roman.
19. de Renzis, Auf Vorposten und andere Geschichten.
20. 21. de Tinseau, Versiegelte Lippen.
22. Jeffery, Aus den Papieren eines Wanderers.
23. Theuriet, Mein Onkel Scipio.
24. 25. Delpit, Wie's im Leben geht.
26. de Renzis, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band
1. 2. Croker, Irgend ein Anderer.
3. Gordon, Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge.
4. Feuillet, Künstlerehre.
5. 6. Böhlau, In frischem Wasser.
7. Norris, Die geprellten Verschwörer.
8. Gordon, Daphne. Deutsch von F. Spielhagen.
9. 10. Remin, Ein Genie der That.
11. Poradowska, Mischa.
12. 13. v. Wolzogen, Der Thronfolger.
14. Colombi, Im Reisfeld. — Ohne Liebe.
15. Mairet, Eine Künstlerin.
16. 17. Gunter, Miß Niemand.
18. Heyse, Das Marienkind.
19. Villinger, Schwarzwaldgeschichten.
20–22. Daudet, Jack.
23. Der schwarze Koffer.
24. Mairet, Der Affenmaler.
25. 26. Masterman, Schwer geprüft.

Forts. siehe 4. Seite d. Umschlags.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
18. Jahrgang. • Band 3.

Verschwindende Diamanten

und

andre Detektivgeschichten.

Von

M. Mc Donnell Bodkin.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Margarete Jacobi.

Stuttgart 1901.
Verlag von J. Engelhorn.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
651371
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1913 L

Alle Rechte vorbehalten.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Verſchwindende Diamanten 5

Eine winzige Schlinge 36

Nur ein Haar 77

Nicht mit eigener Hand 107

Der Hund und der Doktor 137

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Verſchwindende Diamanten.

Sie glich einem bunten Schmetterling im Blumengarten, und es kribbelte ſie bis in die Fingerſpitzen vor Unruhe und Aufregung. In dem großen Zimmer des großen Hauſes der obern Belgraveſtraße, das jetzt wirklich einem Garten voller Blumenbeete ähnelte, war nur ein kleiner freier Raum gelaſſen, wo ſie auf einem zweiſitzigen Sofa allein ſaß und ungeduldig mit den Füßchen auf dem weichen Teppich trappelte. Das ganze übrige Zimmer ſtand voll langer, runder und ovaler Tiſche, die mit lauter hübſchem Schmuck und Tand, wie ihn junge Mädchen lieben, über und über bedeckt waren. Mindeſtens ein halbes Dutzend der vornehmſten Juwelier- und Galanterieläden von Regent-Street ſchienen ihre Schaufenſter hier ausgeleert zu haben. Die Tiſche ſtrahlten von Silber, Gold und Edelſteinen; ſchwere, bunte Seidenſtoffe, gemalte Fächer, zierliche Vaſen und koſtbare Porzellanſervice ſah man, wohin das Auge blickte.

Lilian Ray und Sydney Harcourt ſollten nämlich die nächſte Woche Hochzeit halten; in ganz London gab es kein intereſſanteres Brautpaar. Mit ihrem hübſchen Geſicht und ihrem liebenswürdigen Weſen hatte ſich Lilian die Herzen im Sturm erobert, und daß der gutherzige, aber heißblütige

Harcourt über Hals und Kopf in ſein Verderben gerannt wäre, wenn ſie ihn nicht noch rechtzeitig feſtgehalten hätte, wußte alle Welt. So fand denn die Verlobung jedermanns Beifall, und während der drei letzten Wochen waren die Hochzeitsgeſchenke von allen Seiten herbeigeſtrömt und hatten das vordere Wohnzimmer förmlich überflutet.

Daß Lilian ſich in großer Aufregung befand, war ſehr begreiflich, denn ſie erwartete ihren Bräutigam, der ihr die berühmten Harcourtſchen Diamanten bringen ſollte, die ſeit einem halben Jahrhundert in der vornehmen Welt Londons mit Entzücken und heimlichem Neide betrachtet wurden. Aus ihrem dunkeln, aber ſichern Verließ in der Bank waren die funkelnden Edelſteine nach Herrn Ophirs Juwelierladen in Bond-Street geſchafft worden; denn ihre Faſſung war zu altmodiſch, und es ſollte zugleich unterſucht werden, ob die zierlichen ſilbernen Klammern, die die koſtbaren Steinchen umfaßten, auch noch ihre Pflicht und Schuldigkeit thäten. Um die glänzende Pracht in beſtem Lichte zu zeigen, war obendrein ein funkelnagelneues Etui für den Schmuck beſtellt worden.

An der Straßenthür klingelt es und Lilian fliegt ans Fenſter; doch gleich wendet ſie wieder ärgerlich den Kopf wie ein verwöhntes Kind. „Noch ein Reiſeſack — das iſt der ſiebente — bei zweien iſt Schloß und Bügel von Gold. Dort ſtehen ſie alle in Reih und Glied und ſperren die goldenen und ſilbernen Zähne auf. Wie können nur die Leute denken — —“

Sie vollendete den Satz nicht, denn eben kam eine Droſchke raſch um die Ecke gefahren und ſie erblickte ein junges ſtrahlendes Geſicht und ein flaches Päckchen; dann ſank ſie wieder aufs Sofa zurück und holte tief Atem. Es klingelte wieder; jemand ſtürmte die Treppe herauf, immer vier Stufen auf einmal. Sie kannte den Schritt,

ſaß aber mäuschenſtill. Im nächſten Augenblick ſtand er im Zimmer. Ihre Augen hießen ihn willkommen, aber ihre Lippen ſchmollten: „Du kommſt zehn Minuten zu früh, Sydney, und ich habe ſo viel zu thun. Was bringſt du mir denn da?“

„O du kleine Heuchlerin! Und dabei ſehnſt du mich ſchon ſeit einer Stunde mit den Diamanten herbei. Ich habe nicht übel Luſt, ſie wieder fortzutragen.“

Er ſaß ſchon neben ihr, hatte den rechten Arm um ſie geſchlungen und hielt das Juwelenkäſtchen in ſeiner Linken weit weg von ihr. Errötend und lachend machte ſie ſich los, um die Diamanten zu erhaſchen. Doch er kam ihr zuvor. Raſch ſprang er auf und hielt das Etui acht Fuß hoch in die Luft. Lilian ſtellte ſich auf die Fußſpitzen; mit einer Hand konnte ſie ſeinen Ellbogen erreichen, mit der andern griff ſie ihm in die braunen Locken und machte ſich zum Sprung bereit. Dabei kam ſie ſeinem Geſicht zu nah und konnte ſich nicht wehren. Die Folgen waren unvermeidlich.

„O, du böſer Menſch!“ rief ſie unwillkürlich in ihrer Ueberraſchung.

„Vorausbezahlung,“ erwiderte er lachend und legte ihr das koſtbare Etui in die Hand. „Es ſtimmt nicht ganz, das geſtehe ich ein; doch bin ich bereit, dir herauszugeben, ſoviel du willſt.“

Lilian war mit ihrem Schatz nach dem Sofa entflohen.

„Nun ſei einmal einen Augenblick vernünftig und reiche mir die Schere, die dort in dem Arbeitskörbchen neben der eingerahmten Photographie auf dem Tiſch liegt.“

Das Etui war in hellbraunes Papier gewickelt, mit Bindfaden verſchnürt und feſt zugeſiegelt. Haſtig zerſchnitt ſie die Schnur, ohne die großen roten Siegel zu verletzen, und ließ die Papierhülle auf den Teppich fallen.

Aus dem weichen weißen Seidenpapier kam das neue Etui von hellbraunem Saffian zum Vorſchein, auf dem ein verſchlungenes L. H. in goldenen Buchſtaben prangte. Lilian ſtieß einen leiſen Freudenſchrei aus; die Diamanten waren nun wirklich ihr Eigentum. Der glückliche Bräutigam neben ihr ſah ſie liebevoll an, wie man ein hübſches ſpielendes Kind betrachtet, und that, als wolle er ihr den Schmuck entreißen. Doch ſie hielt ihn feſt, zögerte noch einen Augenblick, holte tief Atem, um ſich auf den entzückenden Anblick vorzubereiten, und öffnete das Etui. — Es war leer!

Das Futter von violettem Samt mit dem erhöhten Mittelpunkt ſah nur etwas zerknittert aus, wie ein Bett, in dem jemand gelegen hat. Das war alles. Lilian ſchaute ihren Bräutigam halb beluſtigt, halb vorwurfsvoll an; ſie dachte, er habe ihr einen Streich geſpielt. Doch er machte ein erſchrecktes und überraſchtes Geſicht.

„Was ſoll das heißen, Sydney? Treibſt du Scherz mit mir?“ fragte ſie.

„Ich begreife es nicht, Lily,“ verſetzte er mit völlig veränderter Stimme. „Es iſt mir unfaßlich. Ich bringe dir das Etui, wie Herr Ophir es mir übergeben hat. Er ſagte, er habe die Diamanten hineingelegt und das Paket eigenhändig verſiegelt. Sieh nur,“ ſagte er, das Papier vom Boden aufhebend, „die Siegel ſind noch unverletzt. Seitdem hat es kein Menſch berührt außer dir und mir, aber die Diamanten ſind fort! Dem alten Ophir würde es auch nicht im Traum einfallen, mir ſolchen Streich zu ſpielen. Und doch weiß ich keine andre Erklärung, als daß er ... Nein, das wäre zu abgeſchmackt. Er iſt ein ungeheuer reicher Mann und ſo zuverläſſig wie die Bank von England. Noch als er mir das koſtbare Paket einhändigte, hat er mich zur Vorſicht ermahnt: ‚Das Etui hat einen Wert von zwanzigtauſend Pfund, Herr Harcourt,‘ ſagte er,

‚geben Sie es nicht aus der Hand, damit es nicht Schaden leidet.‘ Natürlich folgte ich ſeinem Rat, und trotzdem ſind die Diamanten aus dem Etui und dem verſiegelten Papier ſpurlos verſchwunden.“

Er ſtarrte trübſinnig auf das violette Samtfutter: „Ich muß gleich mit Herrn Ophir ſprechen.“

„O Sydney, laß mich nicht allein!“

„Nun, dann will ich ihm ſchreiben. Die Sache wird wohl auf einem lächerlichen Mißverſtändnis beruhen. Vielleicht hat er mir ein falſches Etui gegeben oder jemand hat ein leeres Etui untergeſchoben, während Ophir einen Augenblick wegſah. Wir werden uns wohl an einen Geheimpoliziſten wenden müſſen. Das will ich ihm auf der Stelle vorſchlagen. Wo kann ich ein paar Zeilen ſchreiben?“

„Dort auf dem Tiſch ſteht eine ganze Reihe von Tintenfäſſern.“

Lilian ſchob ihm ein zierliches Schreibzeug aus Perlmutter und Schildkrot hin. Die in Silber gefaßten Behälter waren mit wohlriechender Tinte gefüllt. „Schaff mir doch ordentliche Tinte, Lily“, ſagte Harcourt in ſo gereiztem Ton, wie ſie ihn noch nicht an ihm kannte, und mit einer Ungeduld, die zu ſeinem ſtets ſonnigheiteren Weſen durchaus nicht paßte, „mit dieſem Zeug kann ich unmöglich an den alten Ophir ſchreiben.“

Sie glitt geräuſchlos zum Zimmer hinaus, und als ſie gleich darauf wieder eintrat, ſaß Harcourt auf dem Sofa und hatte die Papierhülle mit den Siegeln und den Bindfaden in der Hand. „Unbegreiflich!“ murmelte er. „Es iſt, als wären ſie in der Luft verſchwunden. Aber wenn uns irgend jemand helfen kann, ſo iſt es der alte Ophir.“

Harcourt brummte erſt ein wenig darüber, wie unbrauchbar Tinte und Papier der Damen ſind, dann ſchrieb er:

„Geehrter Herr Ophir!

„Ich habe Ihnen etwas ſehr Merkwürdiges mitzuteilen: Nachdem Sie mir das Etui übergeben hatten, bin ich damit geradeswegs nach der Belgraveſtraße zu Fräulein Ray gefahren, die in meiner Gegenwart die Schnur zerſchnitten hat, ohne die Siegel zu erbrechen. Zu unſrer größten Ueberraſchung fanden wir indes keine Diamanten darin. Es muß irgend ein Irrtum vorgefallen ſein. Vielleicht ſind Sie im ſtande, das Rätſel zu löſen. Falls Sie Unredlichkeit argwöhnen, bitte ich Sie herzlich, einen Geheimpoliziſten anzunehmen. Der Kutſcher ſoll auf Antwort warten.

In Eile Ihr ergebener

Sydney Harcourt."

Er lief ſelbſt die Treppe hinunter und rief eine Droſchke an, die langſam die Straße daherfuhr. Wie der Wind kam der Kutſcher vorgefahren und warf faſt einen Bettler um, der am Hauſe dicht neben dem Prellſtein herumlungerte.

„Hier, Kutſcher, bringen Sie dies Briefchen zu Herrn Ophir in der Bondſtraße. Die Adreſſe ſteht auf dem Umſchlag. Warten Sie auf Antwort. Ich zahle die doppelte Taxe, wenn Sie raſch wiederkommen."

Der Kutſcher nahm den Brief in Empfang, legte die Hand an den Hut und jagte fort wie der Pfeil vom Bogen.

Harcourt warf dem ſcheltenden Bettler einen Schilling hin und ſchlug die Thür zu. Hätte er noch eine Sekunde verweilt, ſo würde er geſehen haben, wie der Bettler in größter Schnelligkeit davonlief und um die Ecke verſchwand.

„O Sydney, mach doch kein ſo troſtloſes Geſicht," flehte Lilian, deren neckiſche Laune verflogen war. „Es wird ſich ja alles aufklären. Geſchieht es aber nicht, ſo macht mir das auch keinen Kummer. Dein Vater liebt uns beide

viel zu sehr, um ernstlich böse zu werden. Du kannst ja auch überhaupt nichts dafür."

„Ja, siehst du, Lily, die verteufelten Dinger — verzeih, aber ich bin ganz außer mir — sie sind nun doch einmal aus meinen Händen verschwunden. Wer sie in seinen Besitz bekommen hat, kann hohe Summen daraus lösen. Ich habe früher etwas toll gewirtschaftet, ehe ich dich kennen lernte, liebes Herz, und viele glauben, ich hätte über meine Mittel gelebt. Natürlich werde ich ins Gerede kommen, und mich soll's nicht wundern, wenn böse Zungen sagen — nein, das will ich lieber nicht aussprechen; mich kümmert's auch keinen Pfifferling. Du selbst wirst nur immer Gutes von mir denken und reden, und ich möchte um alle Diamanten von Golkonda keine Wolke auf deiner schönen Stirn und keine Thräne in deinen blauen Augen sehen. Mögen die kostbaren Steine zum Kuckuck fahren — hier ist ein stärkerer Magnet."

Die Liebe ist eine allmächtige Zauberin. In fünf Minuten hatte das Brautpaar die Diamanten so gänzlich aus dem Sinne gelassen, wie sie aus dem Etui verschwunden waren. Erst als eine Droschke angerasselt kam und vor der Thür hielt, wurden sie wieder in die Alltagswelt zurückversetzt.

Ein Diener trat ein und brachte auf einem silbernen Teller eine nicht sehr saubere Visitenkarte. Harcourt nahm sie in Empfang und Lilian, die ihm über die Schulter sah, las den Namen

Paul Beck
Privatdetektiv.

„Wie sieht er aus, Tomlinson?"

„Ein starker Mann in grauem Anzug. Kommt mir nicht sehr gescheit vor."

„Laß ihn heraufkommen."

„Was ſoll das heißen? Wer kann es ſein?“ murmelte Harcourt unruhig, als der Diener fort war. „Der Mann kann unmöglich ſchon von Ophir zurückkommen, geſchweige daß dieſer in ſo kurzer Zeit hätte einen Geheimpoliziſten auftreiben können. Daraus werde ein andrer klug.“

„Weißt du, er kam angefahren wie der Wind. Und wir wundern uns ja immer, wie ſchnell die Zeit vergeht, wenn wir von unſerer Zukunft reden.“

Jetzt machte der Diener die Thüre weit auf, um Herrn Paul Beck anzumelden. Der Detektiv ſchien alles Aufſehen vermeiden zu wollen. Er kam ganz leiſe ins Zimmer geſchlichen und ſtellte ſich ſo viel wie möglich mit dem Rücken gegen das Licht, als ſei ihm die Heimlichkeit zur Gewohnheit geworden. Der vierſchrötige Mann im dunkelgrauen Anzug machte eher den Eindruck eines ehrbaren Milchhändlers, der ſich zur Ruhe geſetzt hat, als eines Geheimpoliziſten. Ein rötlicher Backenbart umrahmte ſein blühendes Geſicht, und das hellbraune Haar kräuſelte ſich wie die Locken eines Pudels. Seine großen blauen Augen ſchauten verwundert drein und er lächelte ſo unſchuldig wie ein Kind.

Lilian glaubte zu bemerken, daß er beim Eintreten einen raſchen ſcharfen Blick nach dem Tiſch hin warf, wo das leere Schmucketui lag, und auf die Papierhülle am Boden. Aber der lebhafte Ausdruck war gleich wieder aus ſeinem Geſicht verſchwunden, wie der Schein eines erlöſchenden Lichts.

Harcourt kannte den Mann ſeinem Rufe nach als einen der geſchickteſten Geheimpoliziſten Londons, von dem man wußte, daß er ſchon Rätſel gelöſt hatte, an denen alle Künſte der Polizei geſcheitert waren. Nach ſeinem Aeußern zu urteilen, hätte man das kaum für möglich gehalten.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Beck“, ſagte er. „Vermutlich kommen Sie wegen — — —“

„Wegen der Diamanten," fiel ihm jener raſch ins Wort. „Ich war glücklicherweiſe gerade bei Herrn Ophir, als Ihr Zettel eintraf, und er forderte mich auf, den Fall zu übernehmen. Ihr Droſchkenkutſcher hat ſich möglichſt beeilt, und hier bin ich."

„Die Thatſachen ſind Ihnen bereits mitgeteilt."

„In aller Kürze."

„Und Sie glauben — — —"

„Ich glaube nicht, ich weiß, wie und wo ich der Diamanten habhaft werden kann."

Er ſprach ſehr zuverſichtlich, und es kam Lilian vor, als ſpiele ein Lächeln um ſeinen unſchuldvollen Mund, während er ein Auge halb zukniff.

„Das freut mich ja von ganzem Herzen", ſagte Harcourt. „Die Sache macht mir große Sorge. Hat Herr Ophir vielleicht eine Vermutung geäußert — — —"

„Nein; daran lag mir auch nichts," fiel Beck wieder ein. „Zum Reden iſt keine Zeit. Es gilt der friſchen Spur zu folgen. Iſt dies hier das Diamantenetui?"

„Ja," ſagte Harcourt, während er es in die Hand nahm und öffnete, „ganz ſo leer, wie es herkam."

Beck ſchloß das Etui raſch wieder und ſteckte es in die Taſche. „Dort liegt wohl das Papier und der Bindfaden der Verpackung?"

Harcourt nickte und jener hob beides ſorgfältig auf und ſteckte es in ſeine andre Taſche.

„Wie Sie ſehen, ſind die Siegel noch unerbrochen," bemerkte Harcourt. „Den Bindfaden hat Fräulein Ray entzwei geſchnitten, aber als ſie —"

„Ich empfehle mich Ihnen, Herr Harcourt," unterbrach ihn der Geheimpoliziſt ohne weitere Förmlichkeit. „Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein."

„Haben Sie denn alle nötigen Erkundigungen ein-

gezogen?“ fragte Harcourt erſtaunt. „Unmöglich können Sie doch ſchon den Schlüſſel gefunden haben.“

„Ich habe alles gefunden, was ich ſuchte und wollte. Wie ich den Dieb fangen kann, iſt mir ganz klar. Sobald ich Ihnen Neues zu berichten habe, werde ich ſchreiben. Einſtweilen ſage ich Ihnen lebewohl.“

Er hatte augenſcheinlich große Eile, ſein Werk in Angriff zu nehmen. Noch bevor Harcourt ein Wort erwidern konnte, war er zum Zimmer hinaus und die Treppe hinunter. Die Hausthür ſelber öffnend, ſprang er in die Droſchke, die er hatte warten laſſen, und der Kutſcher jagte davon, daß die Funken ſtoben.

Noch war er nicht fünf Minuten fort, als von der entgegengeſetzten Seite der Straße her abermals eine Droſchke angeraſſelt kam.

Lilian und Sydney hatten ſich noch kaum von ihrer Verwunderung über den kurzen Abſchied des Geheimpoliziſten erholt, als Tomlinſon wieder mit einer, diesmal makelloſen, Viſitenkarte erſchien, auf der

Paul Beck
Privatdetektiv

ſtand.

Harcourt fuhr erſtaunt in die Höhe und Lilian ſah halb überraſcht halb beluſtigt aus.

„Iſt es derſelbe Mann, Tomlinſon?“

„Jawohl. Aber er ſcheint mir ein ſehr zerſtreuter Herr zu ſein. ‚Iſt in der letzten Viertelſtunde jemand hier geweſen?‘ fragte er wie atemlos, als ich ihm aufmachte. ‚Sie ſelbſt waren doch vor kaum fünf Minuten hier,‘ ſagte ich. ‚Wirklich?‘ rief er und lachte dabei ganz ſonderbar. ‚Sind Sie Ihrer Sache auch gewiß — und bin ich jetzt hier?‘ Ich ſah ihn ſcharf an, aber er ſchien ganz nüchtern zu ſein. ‚Freilich ſind Sie hier,‘ ſagte ich, ‚Sie ſtehen ja

in ganzer Perſon vor mir.' — ‚O, ich meine nur, ob ich überhaupt fortgegangen bin?' — ‚Sie ſind in einer Droſchke weggefahren, was die Pferde laufen konnten,' antwortete ich, um ihn nicht vor den Kopf zu ſtoßen, denn er machte ein ganz ernſthaftes Geſicht und ſah ordentlich betreten aus, als ich die Droſchke erwähnte. ‚Schade, ſchade,' murmelte er, ‚ich bin zehn Minuten zu ſpät gekommen. Doch das läßt ſich eben nicht ändern. Bringen Sie nur die Karte hinein, mein Lieber.' — Wollen Sie ihn empfangen, Herr Harcourt?"

„Natürlich."

„Wie merkwürdig!" rief Lilian. „Er kann doch die Diamanten nicht in fünf Minuten gefunden haben."

„Vielleicht hat er doch eine Spur entdeckt. Daß er draußen in der Vorhalle den braven Tomlinſon zum beſten gehabt, beweiſt, daß er über irgend etwas ſehr guter Laune iſt. Ich hätte dem alten Burſchen ſolche Späße wahrhaftig nicht zugetraut."

„Herr Paul Beck," meldete der Diener.

In dem Weſen des Geheimpoliziſten war eine gewiſſe unbeſchreibliche Veränderung bemerkbar. Seine Bewegungen waren weniger plötzlich, ſein Gang nicht ſo ſchleichend; auch ſtellte er ſich nicht immer abſichtlich mit dem Rücken gegen das Licht.

„Sie kommen raſch zurück, Herr Beck," ſagte Harcourt. „Haben Sie eine Spur gefunden?"

„Ich wäre gern fünf Minuten früher gekommen," verſetzte der Geheimpoliziſt mit völlig veränderter Stimme. „Leider habe ich die Fährte verloren und muß mich erſt zurechtfinden. — Wo iſt das Diamantenetui?"

„Das habe ich Ihnen ja ſelbſt vor fünf Minuten gegeben."

„Mir?" fragte Beck, beſann ſich aber und verzog das Geſicht zu einem Lächeln, das faſt ausſah wie eine Grimaſſe.

„Jawohl, Sie haben es mir gegeben. Und was habe ich denn damit gethan?“

„Ich verſtehe Sie ganz und gar nicht.“

„Das iſt auch unnötig; Sie brauchen mir nur zu antworten.“

„Entſchuldigen Sie, Herr Beck, dies iſt nicht der Augenblick für ſchlechte Späße, und ich bin auch durchaus nicht dazu aufgelegt.“

„Sie werden ſpäter ſchon noch einſehen, daß ich keinen Spaß mit Ihnen getrieben habe, Herr Harcourt. Dem Spaßmacher aber hoffe ich noch tüchtig heimzuleuchten. Uebrigens komme ich von Herrn Ophir.“

„Das haben Sie mir ſchon einmal geſagt.“

„So, dann wiederhole ich es eben. Herr Ophir hat mich beauftragt, die verlorenen Diamanten zu finden, und ich erlaube mir die höfliche Frage, was aus dem Etui geworden iſt.“

„Genau das, was Sie ſelbſt damit gemacht haben.“ Harcourt wurde rot vor Aerger über dieſe kaltblütige Frechheit; aber Lilian ſchlug ſich ins Mittel.

„Sie haben es in die Taſche geſteckt und mit fortgenommen, Herr Beck.“

„Hatte ich große Eile?“

„Sie nahmen ſich keinen Augenblick Zeit.“

„War ich genau ſo gekleidet wie jetzt?“

„Auf ein Haar.“

„Und auch mein ganzes Aeußeres war ebenſo?“

„Vollkommen.“

„Sowohl die Geſtalt wie das Geſicht?“

„Mir ſcheint, Sie haben jetzt weniger Kunſt aufgewendet.“

„Kunſt? Was wollen Sie damit ſagen, Fräulein?“

„Nun, es kam mir ſo vor, als hätten Sie ſich verſchönern wollen. Ihre Wangen ſahen aus wie geſchminkt.“

„Und stellte ich mich immer mit dem Rücken gegen das Licht?"

„Wie gut Sie sich daran erinnern!"

Beck lachte; Harcourt aber brach zornig los: „Glauben Sie nicht, daß es jetzt genug ist mit der Narretei?"

„Mehr als genug, gab Beck ruhig zur Antwort. „Ich habe die Ehre, Ihnen guten Morgen zu wünschen, Herr Harcourt; auch Ihnen, gnädiges Fräulein!" Und als er sich an Lilian wandte, lag offenbare Bewunderung im Ton seiner Stimme.

„O Sydney," rief sie, sobald die Thüre sich hinter jenem geschlossen hatte, „ich bin noch durch und durch erschüttert. Ein so verworrenes Geheimnis ist noch nie dagewesen. Welcher von ihnen mag nur der richtige Herr Beck sein?"

„Welcher? Was in aller Welt meinst du denn? Mir ist schon so wie so ganz schwindelig zu Mute. Beide sind jedenfalls derselbe Herr Beck — der richtige oder falsche, wofür du ihn nun halten magst."

Unterdessen fuhr Beck in schnellstem Trabe nach Herrn Ophirs Wohnung in der Bondstraße zurück. Er fand den angesehenen Juwelier in seinem kleinen Bureau hinter dem von Edelsteinen funkelnden Laden, doch schien ihn seine gewöhnlich so würdevolle Haltung verlassen zu haben.

„Nun, was bringen Sie?" fragte er in großer Aufregung, nachdem der Geheimpolizist die Thür sorgfältig hinter sich geschlossen hatte.

„Ich glaube, ich bin dem Diebe auf der Spur, wenigstens kann ich mit ziemlicher Gewißheit sagen, in wessen Händen die Diamanten sind."

„Herr Harcourt hat ein etwas ausschweifendes Leben geführt, ehe es zu dieser Verlobung kam," sagte Ophir in unsicherem Ton und mit verlegenem Lächeln.

„Von wem haben Sie das neue Etui machen laſſen?“ fragte Beck, dem Geſpräch ganz unvermittelt eine andre Wendung gebend.

„Hm — ja ſo — von Smithſon, einem ſehr geſchickten und zuverläſſigen Meiſter. Der ſchon ſeit zwanzig Jahren für mich arbeitet. Das Etui war ganz vorzüglich angefertigt.“

„Wer hat es Ihnen überbracht?“

„Einer von Smithſons Leuten.“

„Sagten Sie nicht, der Mann habe zugeſehen, wie Sie die Diamanten in das Etui legten und das Paket zuſiegelten?“

„Ja, er ſtand nur ein paar Schritte entfernt. Auch zwei von meinen eigenen Angeſtellten waren zugegen. Wenn Sie dieſe etwa befragen möchten, will ich Carton und Cuiſon gleich rufen laſſen.“

„Nein, daran iſt mir einſtweilen nichts gelegen. Aber um Smithſons Adreſſe möchte ich Sie bitten, Herr Ophir. Vermutlich würde es uns von Nutzen ſein, wenn wir ſeines Boten habhaft werden könnten.“

„Das bezweifle ich ſehr, Herr Beck, denn es war ein ganz gewöhnlicher Arbeiter. Meine eigenen Leute wären weit zuverläſſigere Zeugen. Vielleicht dürften Sie auch Mühe haben, ihn zu finden. Doch darüber kann ich Ihnen natürlich keine beſtimmte Auskunft geben.“

Der alte Herr ſah ganz erhitzt und aufgeregt aus, was den Detektiv ſichtlich wunder nahm. „Beſten Dank für Ihren Rat, Herr Ophir,“ ſagte er. „Ich ziehe es jedoch vor, auf meine Weiſe ans Werk zu gehen.“

Zwanzig Minuten ſpäter ſtand der unermüdliche Paul Beck ſchon in Smithſons Werkſtatt, um den Meiſter auszufragen; allein es führte zu nichts. Der Mann, der Herrn Ophir das Etui überbracht hatte, war zugleich der

Verfertiger. Einen geschickteren Arbeiter hatte Smithson noch nie gehabt; er hieß Mulligan und war erst vor zehn Tagen bei ihm eingetreten. Ob er aus Irland oder Holland stammte, wußte der Meister nicht; jedenfalls verstand er sein Gewerbe. Mulligan mochte sich wohl in bedrängter Lage befinden, denn er verlangte keinen hohen Lohn. Doch war er kaum eine halbe Stunde in der Werkstatt gewesen, da zeigte er schon, was er leisten konnte; deshalb hatte ihn auch Smithson das Etui zu den Harcourt-Diamanten anfertigen lassen, als die Bestellung kam. Den ganzen Tag über war er damit beschäftigt gewesen; abends nahm er dann das Etui mit nach Hause und brachte es am andern Morgen fertig zurück. „So schnell und gut hat mir noch niemand eine Arbeit geliefert," schloß der Meister seinen Bericht.

„Aber wie hat er das angestellt? Sie haben ihn doch die Diamanten nicht nach Hause nehmen lassen?"

„Wo denken Sie hin!" rief Smithson eifrig und warf einen verwunderten Blick auf den großen Detektiv, der mit dem unschuldvollsten Ausdruck vor ihm stand, ohne eine Miene zu verziehen. „Die Diamanten hat er nicht zu Gesicht bekommen; davon war keine Rede."

„Wie hat er denn aber ein passendes Etui machen können?"

„Nach unserm Modell — dem alten Etui."

„Haben Sie das noch hier?" Bei dieser Frage verriet Herr Beck zum erstenmal ein lebhaftes Interesse.

„Ja, ich glaube, es muß noch irgendwo sein. Ich will gleich nachsehen."

Gleich darauf kehrte er mit einem abgescheuerten und verschossenen Schmucketui aus vormals dunkelgrünem Saffianleder zurück, dessen inwendiger weißer Samtbezug vor Alter gelb geworden war.

„Hier iſt das Modell, Herr Beck. Der erhöhte Mittelpunkt war für den großen Stern beſtimmt und ringsum in die Vertiefung kam das Halsband zu liegen.“

„Ganz richtig!“ verſetzte Beck. Er legte für ſeine gewöhnlich ſehr ruhige Art merkwürdig viel Ausdruck in dieſe Worte.

„Nicht wahr, Sie können mir das alte Etui überlaſſen?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Gewiß. Herr Ophir wird nichts dagegen haben.“

„Sagen Sie einmal, Smithſon,“ begann Beck wieder, „hat nicht jener Mulligan — ſo hieß er ja wohl? — ſich auf Herrn Ophir berufen?“

„Freilich; das fällt mir erſt jetzt wieder ein. Als er zu mir kam, erkundigte er ſich, ob ich nicht für Herrn Ophir arbeite; es ſchien ihm ſehr daran gelegen zu ſein. Er wußte viel Gutes von Ophir zu ſagen und meinte, wenn ich wollte, könnte er ſich wohl eine Empfehlung von ihm geben laſſen. Doch ich verlangte es nicht; Mulligans Arbeit war mir Empfehlung genug. So halte ich es in meinem Geſchäft.“

Der Geheimpoliziſt ſteckte das Etui in die Rocktaſche und näherte ſich der Thüre. Auf der Schwelle blieb er noch einmal ſtehen.

„Beſten Dank für die Auskunft, Smithſon. Nicht wahr, am Nachmittag iſt Mulligan nicht zur Arbeit gekommen?“

„Woher wiſſen Sie denn das, Herr Beck? Ich habe ihm eine Extravergütung für ſeinen Fleiß gegeben, und da wird er ſich wohl einen vergnügten Nachmittag gemacht haben, fürchte ich. Einem Irländer ſieht das ähnlich. Aber wie ſind Sie nur darauf gekommen?“

„Herr Ophir äußerte etwas derart.“

„Morgen iſt er aber ſicher wieder da, denn ich habe ihm den doppelten Lohn verſprochen. Zuerſt nahm ich ihn

sozusagen nur auf Probe an. Um acht Uhr morgens werden Sie ihn finden, doch kann ich Ihnen auch seine Adresse geben, falls Sie ihn früher zu sprechen wünschen."

„Sie sind sehr freundlich, aber ich fürchte, es würde mir wenig nützen. Wenn ich ihn brauche, werde ich ihn schon zu finden wissen. Vielleicht bekomme ich ihn früher zu sehen als Sie. An Ihrer Stelle würde ich mich nicht zu fest darauf verlassen, daß Mulligan morgen wieder in die Werkstatt kommt."

Beck hatte seine Droschke fortgeschickt, als er bei Smithson eintrat. Jetzt war er nur noch wenige Straßen vom „Strand" entfernt und schlenderte langsam nach dieser Richtung hin. Er war so sehr in seine Gedanken vertieft, daß er an einer belebten Straßenkreuzung fast überfahren worden wäre. „Ja, der ist mein Mann," murmelte er vor sich hin; „er muß mir helfen, mag er wollen oder nicht. Schon oft hat er mich auf die Sprünge gebracht, der Schlaufuchs; so viel stand freilich noch nie auf dem Spiel. Was könnte der nicht alles leisten, wenn er in unsern Verband träte; Satan selbst ist nur ein Dummkopf gegen ihn. Aber er will seine Freiheit nicht aufgeben, was übrigens nach meinem Dafürhalten ein Fehler von ihm ist. Jedenfalls wäre er der bedeutendste Geheimpolizist seines Jahrhunderts. Eifersucht kann mir wenigstens niemand vorwerfen; und wenn er mir beisteht, dieses Geheimnis zu enträtseln, werde ich schon dafür sorgen, daß seine Verdienste auch anerkannt werden."

Beck schmunzelte wohlgefällig, als hätte er einen guten Witz gemacht; dann blieb er plötzlich stehen und sah auf eine Kirchenuhr.

„Wie rasch heute die Zeit vergeht. Schon vier Uhr! Da treffe ich ihn gerade am alten Ort."

Mit doppelter Geschwindigkeit schritt er nun weiter, als hätte er Siebenmeilenstiefel an den Füßen, um Simp-

sons am „Strande" gelegenes Restaurant so rasch als möglich zu erreichen.

Wir müssen dem Mann, den Paul Beck aufsuchen wollte, zuvor noch einige Worte widmen. Monsieur Grabeau war damals eine sehr beliebte Persönlichkeit in London, wo man ihn häufig zu Gesellschaften einlud, um die Gäste zu unterhalten. Etwas schüchtern von Natur, konnte er weder singen noch öffentliche Reden halten; er vereinigte jedoch alle Künste einer Varietätenbühne in seiner Person. Als Mime, Bauchredner, Verkleidungskünstler leistete er Vorzügliches, aber vor allem war er Taschenspieler. Mit Kartenblättern führte er Manöver aus wie ein Hauptmann mit seinen Soldaten; sie gehorchten seinem Kommando gleich denkenden, lebenden Wesen.

Eine wahrhaft unglaubliche Geschicklichkeit und Erfindungskraft entfaltete er aber bei der Verfertigung mechanischer Spielzeuge und Attrappen. So hatte er zum Beispiel eine Puppe erdacht und ausgeführt, in deren Innerem sich ein Phonograph befand. Sie sang nicht nur: „O du mein Heimatland!" mit vollkommen natürlicher Betonung, sondern ahmte auch die Mienen und Gebärden einer damals allgemein beliebten Sängerin so täuschend nach, daß böse Zungen — meist Nebenbuhlerinnen — sogar behaupteten, das Original sei viel hölzerner als die Kopie.

Beck hatte Monsieur Grabeaus Vorstellungen bei Gelegenheit von Gesellschaften mit angesehen, wo man es für klug hielt, einen Geheimpolizisten entweder als Bedienten oder als Musiker verkleidet zur Stelle zu haben. Die Beiden hatten Bekanntschaft gemacht und waren mit der Zeit gute Kameraden, wenn nicht Freunde geworden. Der Franzose konnte Gaboriaus sämtliche Kriminalromane fast auswendig und empfand das brennendste Interesse für Paul Becks Beruf.

„Die Geſchichten ſind nur zu künſtlich,“ pflegte er zu ſagen. „Die Art, wie der Knoten am Anfang geſchürzt wird, iſt unübertrefflich; aber die Löſung iſt weniger gut. Man ſollte ſie ſo entwirren können!“ Dabei hielt er einen ganz verknoteten Strick in die Höhe, den er im nächſten Augenblick vollkommen glatt vorzeigte. Das war eins von ſeinen Kunſtſtücken. „Aber das Leben, das der Detektiv führt, hat großen Reiz. Es iſt beſſer als eine Fuchsjagd — er kann Menſchen jagen, ſchlaue Menſchen, die fortlaufen, Kreuz- und Querſprünge machen, ſich verſtecken oder zur Wehr ſetzen. Ein herrliches Leben, meiner Treu!“

„Der Mann geht zu Grunde, er läßt ſeine Fähigkeiten brach liegen,“ murmelte Beck oft unzufrieden, wenn der Franzoſe einmal wieder eine faſt unſichtbare Fährte für ihn entdeckt hatte. „Eine Sünde und eine Schande iſt es — den beſten Detektiv im ganzen Stabe könnte er abgeben, ſtatt deſſen vertändelt er ſeine Zeit mit allerlei Poſſen und Taſchenſpielerkünſten und läßt ſich nicht bekehren.“

Natürlich war es Becks erſter Gedanke, ſeinen Freund zu Rate zu ziehen, als er das unerklärliche Rätſel löſen ſollte, wie die Diamanten verſchwunden waren.

„Hoffentlich treffe ich ihn hier,“ dachte er und trat in Simpſons Reſtaurant. Grabeau ſaß wirklich auf ſeinem gewohnten Platz an einem Ecktiſch vor einer Schüſſel mit engliſchem Roaſtbeef, das ihm trefflich mundete. Er war ein breitſchulteriger, gutmütiger Mann mit ſcharfen Augen, kurzgeſchorenem ſchwarzem Haar und blaſſem Geſicht.

Als Beck eintrat, legte er das Zeitungsblatt hin, in dem er ſoeben aufmerkſam geleſen hatte. „Oho, Sie ſind's! Bon soir, Monſieur Beck. Wohl und munter, wie ich ſehe!“

Der Detektiv hing ſeinen Hut auf, nickte Grabeau zu und ſetzte ſich ihm gegenüber an den Tiſch. „Kellner, Hammelbraten und ein Glas Porterbier.“ Dann fuhr er in ge-

laſſenem Tone fort: „Ich bin gekommen, um ein paar Worte mit Ihnen zu reden, Monſieur.“

„Aha, ich weiß ſchon,“ rief der Franzoſe lebhaft, „wegen der Harcourt-Diamanten, nicht wahr? In der letzten Geſellſchaft bei Harcourts war ja der wundervolle Schmuck in aller Munde. Er iſt verſchwunden und der Lord hat den berühmten Detektiv Paul Beck beauftragt, ihn wieder zu finden. Ich dachte mir gleich, daß Sie zu mir kommen würden. Hier ſteht ſchon die ganze Geſchichte.“ Damit reichte er ihm die Weſtminſter Gazette über den Tiſch hin und deutete auf einen Artikel, der in großen ſchwarzen Buchſtaben die Ueberſchrift: „Verſchwindende Diamanten“ trug.

Beck las wie folgt:

„In den vornehmen Kreiſen Londons macht das plötzliche Verſchwinden der bekannten Harcourt-Diamanten ungewöhnliches Aufſehen. Nächſt den Kronjuwelen ſind dies vielleicht die koſtbarſten Edelſteine Londons. Ob ein Diebſtahl vorliegt, läßt ſich noch nicht entſcheiden. Herr Ophir, der hochangeſehene Juwelier, hat unſerm Berichterſtatter mitgeteilt, daß er heute früh die Diamanten mit eigener Hand in das Etui gelegt und das verſiegelte Paket Herrn Sydney Harcourt übergeben habe. Als Herr Harcourt jedoch in Gegenwart ſeiner Verlobten, Fräulein Ray, die die Diamanten als Hochzeitsgeſchenk erhalten ſollte, das Etui öffnete, fand er es leer, wie er verſichert. Wenn beide Herren die Wahrheit ſagen — und wir haben keinen Grund, an ihren Worten zu zweifeln — ſo müſſen die Diamanten während der Droſchkenfahrt zwiſchen der Bondſtraße und der oberen Belgraveſtraße aus dem Etui durch das braune Einwickelpapier hindurch verſchwunden ſein. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß Herr Ophir wegen ſeiner Stellung und bekannten Ehrenhaftigkeit die höchſte Achtung genießt. Der junge Harcourt hat zwar früher auf dem Rennplatz öfter von

ſich reden gemacht, doch iſt er, ſoviel man weiß, niemals in ernſterer Geldverlegenheit geweſen. Schon ſein Rang und Charakter ſollten dafür bürgen, daß auch nicht der Schatten eines Verdachts auf ihn fallen kann. Natürlich machen alle dieſe Umſtände das Geheimnis nur noch rätſelhafter. Auf Herrn Ophirs Antrieb begab ſich der berühmte Detektiv Paul Beck ſofort nach der oberen Belgraveſtraße und er ſoll, wie ſich das ja bei jedem gut geſchulten Geheimpoliziſten von ſelbſt verſteht, bereits eine Fährte entdeckt haben."

Während Beck den Artikel las, hatte Grabeau ſeinen Ausdruck geſpannt beobachtet.

„Nun," fragte er ungeduldig, „trifft denn alles zu?"

„Der Bericht iſt ziemlich genau."

„Und Sie, der berühmte Detektiv, haben die Fährte gefunden?" Es klang ein leiſer Anflug von Spott aus Grabeaus Ton; aber Beck ſchien das nicht übel zu nehmen, ja, er beachtete es kaum.

„O ja, eine Spur meine ich wohl zu haben, Monſieur. Aber ich möchte gern Ihre Anſicht von der Sache hören. Vielleicht können Sie mir auf die Sprünge helfen — es wäre nicht das erſte Mal."

Grabeau fühlte ſich ſichtlich geſchmeichelt. „Dann muß ich aber alles wiſſen, auch die geringſte Kleinigkeit."

Nun erzählte Beck mit großer Offenherzigkeit, was er wußte, und vergaß auch ſeinen Doppelgänger nicht, der ihm in der Belgraveſtraße zuvorgekommen war.

„Jetzt ſagen Sie mir Ihre Meinung, Monſieur," ſchloß er den Bericht.

„Monſieur Ophir," ſagte Grabeau kurz und ſchloß dann den Mund, wie wenn eine Mauſefalle zuſchnappt.

„Was!" rief Beck, ihn überraſcht und bewundernd betrachtend. „Wahrhaftig? Sie legen alſo keinen Wert auf die verſteckte Andeutung in der Zeitung, daß der junge

Harcourt die Diamanten ſelbſt entwendet haben möchte, um ſeine Spielſchulden zu bezahlen?"

„Nein, mein Freund, glauben Sie mir, er hat nichts damit zu thun. Es lohnte für ihn nicht der Mühe. Sein Vater iſt reich, die Braut iſt ſchön. Der rechtſchaffene Herr Ophir übergibt ihm die Juwelen. Da läuft er zu viel Gefahr, ſelbſt wenn er Schulden hat, was nicht erwieſen iſt."

„Aber wie hat Ophir ſie aus dem Etui genommen?"

„Er hat ſie gar nicht hineingelegt."

„Ich ſagte Ihnen doch, daß drei Perſonen geſehen haben, wie er es that — zwei von ſeinen Leuten und ein gewiſſer Mulligan, der das neue Etui gebracht hatte."

„Haben Sie den Boten geſehen?"

„Nein. Er war noch nicht wieder in die Werkſtatt gekommen, als ich dort vorſprach."

„Er wird für immer wegbleiben. Er iſt verſchwunden. Wohin? Das könnte Ophir Ihnen vielleicht ſagen, aber er wird es wohl bleiben laſſen."

„Aber außer dem Boten waren doch noch zwei andre Leute zugegen, als die Diamanten eingepackt wurden."

„Hélas, mein großer Detektiv, Sie ſind heute ein klein wenig einfältig — nichts für ungut. Sie wollen nichts Böſes von Monſieur Ophir denken. Très-bien. Aber Ihr Einwand iſt nicht beſonders geiſtreich. Leihen Sie mir einmal Ihre Uhr und Kette." Damit lehnte er ſich über den Tiſch, und ſchon im nächſten Moment hielt er, wie durch einen Zauberſchlag, Becks ſchwere goldene Uhr mit der Panzerkette in der Hand, die dieſer an einem goldenen Riegel im Knopfloch der Weſte befeſtigt trug.

„Nun, ſehen Sie, dies ſtellt unſer Etui vor."

Im Nu hatte er mit geſchickten Fingern das Zeitungsblatt zu einem Schmuckkäſtchen mit feſt ſchließendem Deckel umgeformt. Er machte es weit auf, legte Uhr und Kette

hinein, ſo daß Beck ſie deutlich darin liegen ſah, und ſchloß den Deckel mit zwei Fingern. Dann ſchob er das Käſtchen über das Tiſchtuch hinüber zu Beck hin. Als dieſer es öffnete, war es leer. Der Detektiv riß ſeine großen Augen verwundert auf.

„Aber wo iſt meine Uhr?“

„Wo ſonſt als hier,“ ſagte Grabeau, auf Becks geräumige Weſte klopfend.

Und ſiehe da, die Uhr lag wieder ſicher in der ziemlich engen Weſtentaſche, und der goldene Riegel war durch das Knopfloch gezogen.

„Ich hätte geſchworen, daß ich geſehen habe, wie Sie die Uhr hineinlegten und darin ließen.“

„Eh bien, Monſieur Ophirs Leuten wird es gerade ſo gehen. Ich habe ſie in Ihre Taſche geſteckt; er ſteckt die Diamanten in ſeine eigene Taſche. Das iſt der ganze Unterſchied. Und ſein Kunſtſtück war noch viel leichter.“

„Aber Ophir ſteht im Ruf eines höchſt ehrenwerten, achtbaren Mannes.“

Grabeau ſchnippte verächtlich mit den Fingern. „Der Menſch! Den kenne ich, er iſt kalt wie Eis, aber ein Schlaufuchs. Wir ſind einmal aneinander geraten und er hat mich, Alphonſe Grabeau, einen Betrüger genannt. Jetzt nenne ich, Alphonſe Grabeau, Monſieur Ophir einen Dieb. Ich will beweiſen, daß er die Diamanten geſtohlen hat; ich will Ihnen helfen, Freund, ihn zu entlarven.“

„Beſten Dank, Monſieur. Ich dachte mir's gleich, daß Sie mir unter die Arme greifen würden. Wo kann ich Sie morgen treffen, falls ich eine Mitteilung für Sie habe?“

„Bis zwei Uhr nachmittags bin ich daheim in meinem kleinen Laden; um Vier ſpeiſe ich hier wie gewöhnlich und abends gebe ich eine Vorſtellung im Salon des Herzogs von D. In der Angelegenheit des diebiſchen Ophir ſtehe

ich Ihnen jederzeit zu Dienſten. Aber Sie müſſen pünktlich ſein, damit wir uns nicht verfehlen."

„Gut, ich komme in Ihre Wohnung oder ſuche Sie hier auf."

Grabeau trank die letzten Tropfen ſeines Grogs aus, der inzwiſchen kalt geworden war, griff nach Hut, Stock und Handſchuhen und nahm eine Cigarette aus ſeinem hübſchen ſilbernen Etui.

Beck hatte ſich gleichfalls erhoben. „Laſſen Sie mich Ihnen noch einmal die Hand ſchütteln, Monſieur," ſagte er, ihn voll Bewunderung anblickend; „ich habe immer viel von Ihnen gehalten, aber jetzt weiß ich erſt, was für ein Ausbund von Klugheit Sie ſind. Es iſt wirklich jammerſchade, daß Sie nicht zu uns gehören. Dann erſt würden Sie den richtigen Spielraum finden können, um Ihre Talente zu entfalten."

Die Anerkennung ſchmeichelte Grabeau offenbar ſehr, er ſtrahlte über das ganze Geſicht, als er das Lokal verließ.

Beck beſtellte noch eine Portion Hammelbraten, und während er ſie langſam verzehrte, ſtarrte er häufiger als ſonſt ins Leere.

Der Detektiv mußte wohl eine wichtige Abhaltung gehabt haben, denn es war ſchon ein Viertel auf drei Uhr, als er am nächſten Tage mit raſchen, elaſtiſchen Schritten nach Monſieur Grabeaus kleinem Laden in der Wardourſtraße eilte. Einen Augenblick blieb er außen vor dem Fenſter ſtehen, wo allerlei mechaniſches Spielzeug und koſtbare Nippſachen in hübſcher Anordnung ausgeſtellt waren, um Käufer herbeizulocken; dann trat er ein.

Hinter dem Ladentiſch ſtand ein etwa neunzehnjähriger junger Mann mit langer gebogener Naſe, geſunder Geſichtsfarbe und kleinen, funkelnden ſchwarzen Augen.

„Guten Tag, Jakob," ſagte Beck. „Iſt Ihr Herr ausgegangen?"

„Erſt vor einer Viertelſtunde.“

„Wann kommt er zurück?“

„Heute abend gar nicht mehr.“

„Dann muß ich ihn ein andermal ſprechen. — Sagen Sie, Jakob, da haben Sie ja etwas Neues im Schaufenſter. Das Korallenhalsband mit der Broſche meine ich. Könnte ich das wohl einmal zu ſehen bekommen?“

Jakob holte das Gewünſchte herbei. Es war ein altertümlicher Korallenſchmuck mit feiner Goldgliederung in einem abgeſchabten, vormals dunkelgrünen Etui von Saffianleder mit ſchmutzig weißem Futter, das ſo altertümlich ausſah wie der Schmuck ſelbſt. Volle fünf Minuten lang betrachtete Beck das Geſchmeide mit ſichtlicher Bewunderung. Er wandte das Etui mehrmals hin und her, um es in beſſerem Lichte zu ſehen; dabei feſſelte ein Fleck am Rande des Leders, der von feuchtem Gummi herzurühren ſchien, ſeine Aufmerkſamkeit ganz beſonders.

„Wie hoch iſt der Preis, Jakob?“ fragte er endlich.

„Es ſteht nicht zum Verkauf. Der Herr hat mir zu vier verſchiedenen Malen verboten, es herzugeben, ſelbſt wenn man mir die größten Summen dafür bieten ſollte. Mir ſcheint, die Gefahr iſt nicht groß; das bißchen Gold daran iſt keinen halben Sovereign wert.“

„So!“ ſagte Beck nachdenklich. „Die roten Dinger brauch' ich auch nicht gerade; ich möchte nur das Etui haben. Meine Tante hat mich gebeten, ihr eins zu beſorgen, um ein Halsband nebſt Broſche hineinzuthun, das ſie billig in einem Ausverkauf erſtanden hat. Dies wäre gerade recht. Mir ſcheint, die Korallen paſſen ſo wie ſo ſchecht hinein, als ob es nicht für dieſen Schmuck gemacht wäre.“

„Doch, Herr Beck, ſie paſſen ganz wunderſchön. Aber warten Sie einen Augenblick. Um einem Freund meines

Herrn einen Gefallen zu thun, würde ich es ja wohl für einen annehmbaren Preis verkaufen."

„Was nennen Sie einen annehmbaren Preis?"

„Wäre Ihnen ein Sovereign zu viel?"

Herr Beck äußerte nichts darüber. Er holte das Goldſtück aus ſeiner Weſtentaſche, legte es auf den Tiſch, ſchüttete die Korallen ohne weiteres auf einen Haufen, ſteckte das Etui in die Taſche und ging zur Ladenthür hinaus.

Der pfiffige Gehilfe ſah verwundert, wie raſch der breitſchulterige Mann die Straße hinuntereilte. „Heiliger Moſes," rief er mit enttäuſchter Miene, „warum habe ich nicht mehr verlangt? Er hätte mir gewiß noch einen oder zwei Schillinge für das alte Etui gegeben. So eines kann der Meiſter in einer Stunde wieder machen; der Handel wird ihm ſchon recht ſein."

Ob es dem Meiſter wirklich recht war, laſſen wir dahingeſtellt. Daß aber Paul Beck ſich ſehr über den Handel freute, iſt keine Frage. Er ſah ſo recht innerlich vergnügt aus, während er ſeines Weges ging und leiſe vor ſich hinpfiff. Man hätte ihn für einen ehrbaren Handwerker halten können, deſſen Wochenlohn reichlicher ausgefallen iſt als gewöhnlich.

Beck öffnete das Haus mit ſeinem Drücker, ſtieg geräuſchlos die Treppe hinauf und betrat ſein hübſches Wohnzimmer im erſten Stock. Auf dem Tiſch in der Mitte ſtellte er das alte Schmuckkäſtchen neben das andre alte Etui, das er von Smithſon erhalten hatte. Es ſtanden Blumen auf dem Tiſch, deren Wohlgeruch Beck mit Vergnügen einſog. An jenem Nachmittag ſchien ihm alles Freude zu machen.

Die beiden Etuis ſahen einander gleich, nur die Form war etwas abweichend, das heißt äußerlich; im Innern ſah man keinen Unterſchied. Beck nickte beifällig, als finde er

eine gewisse Vermutung bestätigt; dann schritt er nach der Thür und drehte leise den Schlüssel um. Wer ihn heimlich hätte beobachten können, würde gesehen haben, wie er im Lehnstuhl saß und das eine Etui in der Hand langsam hin und her drehte, wobei sein Gesicht den gespannten und doch zuversichtlichen Ausdruck eines Menschen trug, der im Begriff ist, ein schwieriges Rätsel zu lösen.

Später hätte jemand, der sein Ohr ans Schlüsselloch legte, hören können, wie Beck erleichtert aufseufzte und dann vernügt in sich hineinlachte, während er den mit Mahagoniholz verkleideten eisernen Geldschrank, der in der Ecke des Zimmers stand, öffnete und sorgfältig etwas darin verschloß.

* * *

„O, wie können die Leute nur so erbärmlich sein!" rief Lilian Ray in hellster Entrüstung. Sie stand mitten in ihrem Wohnzimmer und um sie her flog ein wahres Schneegestöber von Fetzen der zerrissenen „Kleinen Abendzeitung". Auf die Stücke, die schon am Boden lagen, stampfte sie zornig mit den Füßen.

„Nur ruhig, Lily, ruhig!" rief iht Harcourt vom Sofa aus zu, wo er mit finsterer Miene Platz genommen hatte. „Nimm dir's nicht so zu Herzen, Liebchen. Von dem Gesindel war nichts Besseres zu erwarten. Es ist auch keineswegs alles erlogen. Ein etwas lockerer Zeisig bin ich wirklich gewesen und niemand weiß, wie hoch sich meine Schulden belaufen — weil ich gar keine habe. ‚Herr Ophir ist ein Ehrenmann durch und durch.' — ‚Der rätselhafte Vorgang ist für den ehrenwerten Sydney Harcourt in hohem Grade peinlich.' — Dagegen läßt sich doch nichts einwenden."

„Ich begreife nicht, Sydney, daß ein großer, starker Mann, wie du, so ruhig dasitzen und solche Dinge mit an-

hören kann.“ Sie wandte ihm ihre blauen Augen zu, an deren Wimpern Thränen hingen.

„Gehört habe ich nichts davon, Lilian.“

„Ach, du weißt ſchon, wie ich's meine. Warum brichſt du der Sache nicht die Spitze ab und zeigſt den abſcheulichen Verleumdern, mit wem ſie es zu thun haben? Weshalb gehſt du nicht ſtehenden Fußes in ihre Spelunke, mag ſie ſein, wo ſie will, und — und — o, wenn ich doch ein Mann wäre, ich wollte ihnen ſchon die Wege weiſen.“

„Um meinetwillen iſt's mir lieb, daß du keiner biſt,“ ſagte er in einem Ton, der ihr alles Blut in die Wangen trieb. „Du würdeſt nicht ſo aufbrauſen, wäreſt du nicht das ſüßeſte kleine Weibchen der Welt. Glaube nur ja nicht, daß mir die Zeitung gleichgültig iſt, obgleich ich darüber zu lachen verſuche. Es gibt Leute genug, die alle die Lügen für lautere Wahrheit halten werden. Ich bin nur froh und dankbar, daß du —“

„Was — ich? — So etwas kann dir doch gar nicht einfallen. Der Gedanke, daß ich —“ Sie lief ungeſtüm zu ihm hin, beugte ſich zärtlich nieder und ſtreichelte ſeine Locken. „Mein armer Junge, es thut mir ſo leid, zu ſehen, wie man dich quält. Könnte ich nur irgend etwas für dich thun! — Nein, nein, ſo war das nicht gemeint. Bitte, mache mir Platz auf dem Sofa.“ Ein Klopfen an der Thür unterbrach ſie, und als der Diener eintrat, um Herrn Beck zu melden, ſaß Lilian richtig am äußerſten Ende des Sofas und holte tief Atem.

„Führen Sie ihn herein!“ rief Harcourt. „Was kann der Menſch denn ſchon wieder wollen!“

„Entſchuldigen Sie, wenn ich ſtöre,“ ſagte der Detektiv, der unbemerkt ins Zimmer getreten war, mit unerſchütterlicher Ruhe, „ich werde Sie nicht lange aufzuhalten brauchen.“

„Haben Sie denn eine Spur gefunden?“ ſtammelte Harcourt verlegen.

„O ja, das darf ich wohl behaupten,“ erwiderte er und zog das alte Etui aus der Rocktaſche, das er für ein Goldſtück erſtanden hatte. Er ſchob verſchiedene Gegenſtände aus dem Wege und legte es gerade unter die elektriſche Lampe auf den Tiſch.

„Bitte, ſehen Sie her, gnädiges Fräulein. Gleicht dies dem Etui mit den Diamanten?“

„Dem Etui ohne Diamanten, meinen Sie wohl, Herr Beck?“ ſagte Lilian lächelnd. „Der Form nach, ja; aber das andre war funkelnagelneu.“

„Darauf kommt wenig an. Eine geſchickte Hand kann in Zeit von einer halben Stunde etwas Neues alt machen. Haben Sie die Güte, es zu öffnen.“

Einen Augenblick durchzuckte Lilian die thörichte Hoffnung, daß ſie die Diamanten darin finden werde. Aber das Etui war ganz leer und der Samt verſchoſſen.

„Bitte, faſſen Sie es einmal mit beiden Händen an, aber ohne es zu ſchließen. Einen Daumen hier und den andern dort.“

Beck legte Lilians ſchlanke Finger ſelbſt an die bezeichnete Stelle, während Harcourt erſtaunt zuſah.

„So, jetzt drücken Sie mit beiden Daumen zugleich darauf.“

Wie auf einen Zauberſchlag erſtrahlte plötzlich auf dem verblichenen Samt eine Halskette von funkelnden Diamanten, in deren Mitte ſich der herrlich glänzende Stern erhob.

Lilian ſtieß einen Schrei des Entzückens aus: „O wie wunderſchön!“ rief ſie in atemloſem Erſtaunen. „Sydney, haſt du je ſolche Pracht geſehen! Sie blendet und überwältigt mich förmlich. Ich kann den Glanz kaum ertragen.“ Sie ſchloß das Etui; die Feder knipſte ein.

„Herr Beck, Sie ſind ein Tauſendkünſtler, daß Sie die Diamanten gefunden haben. Nicht wahr, Sydney, das iſt eine Ueberraſchung! Bitte, ſagen Sie uns nur, wie Sie es angefangen haben.“ — Lilian war ſo überglücklich, ſo voller Dankbarkeit, Entzücken und Bewunderung, daß ſie den Detektiv völlig bezauberte. Er ſtrahlte wie der Vollmond und machte eine linkiſche Verbeugung nach der andern.

„Bitte, gnädiges Fräulein, machen Sie das Etui noch einmal auf,“ ſagte er endlich. Als ſie hierauf den Deckel zurückſchlug, ſtand ſie ſtarr vor Staunen — das Innere war leer.

„Ein Vexierkäſtchen,“ ſagte Harcourt nach einer Pauſe.

„Jawohl, gnädiger Herr, damit iſt es kurz und bündig erklärt. Das Ding iſt ſo ſauber gearbeitet, als nur möglich. Kein Wunder. Der Verfertiger wollte zwanzigtauſend Pfund damit verdienen. Beim Schließen des Etuis drückt man zugleich auf die Feder. Das war gar kein ſo übler Einfall.“

„Und die Diamanten ſind wirklich darin,“ rief Lilian. „Sie haben die ganze Zeit ruhig dagelegen und ich brauche bloß mit den Daumen zu drücken, damit ſie wieder zum Vorſchein kommen! Das iſt ja ganz wunderbar. Ich möchte faſt ſagen, das Etui gefällt mir ſo gut, wie die Diamanten. Hoffentlich wird der Mann, der es gemacht hat, auch anſtändig dafür bezahlt werden, Herr Beck.“

„Er wird ſeinen Lohn erhalten, gnädiges Fräulein, ſeien Sie ohne Sorge,“ verſetzte der Detektiv, „wenn auch vielleicht in andrer Münze, als er erwartet hat.“

„Aber, wie haben Sie es nur entdeckt, Sie merkwürdiger Mann? Sie verfolgen gewiß ein ganz beſonderes Syſtem, das außer Ihnen niemand begreift.“

Das ſchmeichelhafte Lob ſchien Beck ordentlich zu beſchämen. „Ich habe gar kein Syſtem, gnädiges Fräulein,

nur ein wenig geſunden Menſchenverſtand. Wie der Hund die Fährte des Fuchſes findet und ſie nicht wieder aufgibt, ſo treibt auch mich der Inſtinkt, meine Fälle aufzuſpüren und auszuklügeln, ſo gut ich kann."

„Wann haben Sie erraten, daß die Diamanten in dem Etui waren?" fragte Harcourt.

„Als ich Herrn Ophir ſah, kam ich auf den Gedanken, und er wurde mir zur Gewißheit, nachdem ich bei Ihnen geweſen war. Sehen Sie, wenn Ophir die Diamanten wirklich hineingelegt hatte und ſie von niemand herausgenommen worden waren, ſo mußten ſie noch darin ſein, das lag auf der Hand, wenn auch der Schein noch ſo ſehr dagegen ſprach."

„Das klingt ganz einfach," murmelte Lilian, „wenn man den Thatbeſtand weiß."

„Als ich nun noch überdies hörte, daß mein Doppelgänger hier geweſen ſei, war ich meiner Sache vollends ſicher."

„Ihr Doppelgänger! Du hatteſt alſo doch recht, Lilian, es waren zwei Becks da."

„Natürlich; ich habe ja immer recht."

„Darf ich fragen," fuhr Harcourt fort, „welcher von beiden Sie ſind?"

„Verſteht ſich, der zweite, Sydney; wie einfältig du biſt. Aber was iſt denn aus dem erſten Herrn Beck geworden, der ſo ſchöne Hände hatte?"

„Der erſte Herr Beck, gnädiges Fräulein, oder vielmehr Mulligan, mit andern Worten Monſieur Grabeau, ſitzt jetzt im Gefängnis und erwartet ſein Urteil. Er iſt heute nachmittag verabredetermaßen durch den zweiten Herrn Beck in Simpſons Reſtaurant feſtgenommen worden."

Eine winzige Schlinge.

„Gut, wirklich sehr gut," murmelte Paul Beck wohlgefällig, etwa wie ein wackerer Handwerksmeister die Arbeit eines besonders geschickten Gesellen lobt.

Mitternacht war schon vorüber und der Geheimpolizist saß in seinem freundlichen Wohnzimmer in Chester — er machte sich's gern immer so behaglich als möglich — und las die Morgenausgabe des Daily Telegraph. Auf der fünften Seite des Blattes, dicht neben den Leitartikeln, stand an hervorragender Stelle, mit fünf Ueberschriften in großen und kleinen Druckbuchstaben, der Bericht, dem Beck seinen Beifall zollte. Was ihm am meisten ins Auge fiel, waren die Worte:

„Einbruch bei hellem Tage. Der gestohlene Rubin. Ein Raub ohnegleichen. Wie ist der Dieb entkommen?"

„Der Kubla-Khan-Rubin," so lautete der Artikel, „ist ebenso plötzlich und geheimnisvoll wieder verschwunden, als er zum Vorschein gekommen war. Unsern Lesern ist die Geschichte des wundervollen Edelsteins bereits bekannt. Wir haben zu wiederholtenmalen in unsern Spalten erzählt, daß der junge Graf Mervel nicht nur sein ganzes Vermögen verspielt hat, sondern auch eine unglückliche Liebe im

Herzen trug. Aber ein Engländer läßt den Mut nicht sinken. Der Viscount schiffte sich nach Ceylon ein, um sein Glück zu suchen, was ihm auch gelang. Seit vierzehn Tagen ist die Nachricht von seiner Rückkehr in aller Munde, denn er hat den unvergleichlichen indischen Rubin mitgebracht, der seit mehr als tausend Jahren verschwunden war. Auf welche Art die wunderbare Entdeckung bewerkstelligt wurde, bleibt freilich den meisten noch ein Rätsel. Es ist ohne Frage derselbe berühmte Edelstein, den Marco Polo am Ende des dreizehnten Jahrhunderts beschreibt, nachdem er schon längst verschwunden war, und von dem man erzählt, daß Kubla Khan ihn zu besitzen wünschte und eine ganze Stadt als Preis dafür bot. Der König von Ceylon schlug jedoch seinem Gesandten rundweg ab, auf den Handel einzugehen.

„Der Rubin hatte die Form eines sechsseitigen Prismas, das auf jeder Seite in einer sechsseitigen Pyramide endigte; sein Rot war von der Farbe des reinsten Taubenbluts, dabei war er vollkommen fleckenlos, in der Länge maß er fast drei Zoll und im Durchmesser über einen Zoll. Also hat die Ueberlieferung, die erzählt, er sei eine Spanne lang gewesen und so dick wie ein Männerarm, doch nicht so ungeheuer übertrieben, als das bei solchen Dingen meist der Fall zu sein pflegt.

„Einen Käufer für diesen einzigartigen Edelstein zu finden, hielt fast so schwer, als den Rubin selbst zu entdecken. Doch war bereits ein Konsortium in Bildung begriffen, das ihn für eine halbe Million Pfund erstehen wollte. Dieser Preis — etwa das Vierfache vom Wert des Koh-I-Noor — war von einer Anzahl Sachverständiger für angemessen erklärt worden.

„Inzwischen lag das herrliche Kleinod in der Bondstraße auf seinem Etui von weißem Samt, sprühte sein

Feuer nach allen Seiten aus und bildete den mächtigſten Anziehungspunkt im Schaufenſter des bedeutendſten Juwelierladens von London — und ſomit der ganzen Welt — deſſen Beſitzer, ein Herr Bolas, Vorſitzender jenes Konſortiums war. Es verlautete, das Kapital für den Ankauf ſei ſchon faſt beiſammen. Drei gekrönte Häupter hätten für ihr Leben gern, wenn man ſo ſagen darf, nach dem funkelnden Köder geſchnappt, und als das Parlamentsmitglied Thomas Bowler die Frage aufwarf, ob es nicht ratſam ſei, das Kleinod für die britiſche Krone zu erwerben, hatte der Schatzkanzler eine ausweichende Antwort gegeben.

„Mit dem Verſchwinden des Rubins ſind jedoch alle dieſe ſchönen Pläne in der Luft zerſtoben und Graf Mervel iſt wieder ſo arm, als er war, bevor er auf das kühne Abenteuer auszog. Am hellen, lichten Tage und in einer der belebteſten Straßen Londons iſt der Kubla-Khan-Rubin die Beute eines frechen Räubers geworden, obendrein vor den ſichtlichen Augen unſrer Polizei, die übrigens, wie man billigerweiſe anerkennen muß, in dieſem Fall keinerlei Tadel trifft.

„Der prachtvolle Edelſtein hatte natürlich die Neugier und Habſucht in höchſtem Grade erregt und vor dem Ladenfenſter drängte ſich täglich eine ſchauluſtige Menge. Um jede Möglichkeit eines Diebſtahls auszuſchließen, waren die umfaſſendſten Vorſichtsmaßregeln getroffen worden. Zwei der tüchtigſten Poliziſten hielten Nacht und Tag vor dem Hauſe Wache; das Fenſterglas war von ganz ungewöhnlicher Dicke und hinter dieſem war noch ein ſtarkes Stahlnetz zum Schutz des Rubins angebracht. Alle dieſe Maßnahmen haben ſich jedoch als vollkommen nutzlos erwieſen — der Edelſtein und ſeine kecken Räuber ſind miteinander verſchwunden.

„Ueber die näheren Umſtände, unter denen der freche Raub ausgeführt wurde, iſt die Polizei natürlich ſehr zurück-

haltend; doch hat unſer Berichterſtatter aus dem Munde von Augenzeugen folgendes erfahren: Geſtern, gegen Mittag, als das Gedränge am Schaufenſter gerade am ärgſten war, bahnten ſich zwei gutgekleidete Herren, die Cigaretten rauchten, Arm in Arm, ziemlich gewaltſam den Weg durch die, meiſt aus Frauen und Kindern beſtehende Menge. Ehe die Polizei noch einſchreiten konnte, erhob ſich plötzlich ein Streit, der zu den heftigſten Auftritten führte und in wilder Verwirrung endete. Weiber kreiſchten, Stöcke wurden geſchwungen und Schläge fielen hageldicht. Immer wieder wurde die wogende Menge dabei gegen das große Glasfenſter gedrängt. Während die Polizei ſich mit Gewalt Bahn zu machen ſuchte, vernahm man plötzlich das Klirren einer zerbrochenen Scheibe, und im nächſten Augenblick war auch ſchon der ſtrahlende Rubin verſchwunden — wie oder wohin wußte niemand zu ſagen. —

„Es gelang der Polizei indes, einen der Herren, die den Aufruhr verurſacht hatten, auf der Stelle feſtzunehmen. Zu ſeinen Füßen fand man einen ſchweren Totſchläger, der äußerlich ganz das Anſehen eines gewöhnlichen Spazierſtocks hatte, auch war des Herrn Handgelenk leicht geſchunden. Im Fenſter ſah man gerade da, wo der Rubin gelegen hatte, ein großes Loch und das ſtarke Stahlnetz war gewaltſam weggeriſſen. Der Gefangene wurde natürlich aufs ſorgfältigſte durchſucht; doch fand ſich keine Spur des geſtohlenen Edelſteins. Er hatte von Anfang an ſeine Unſchuld beteuert und keinerlei Widerſtand geleiſtet.

„Damit iſt jedoch das ſeltſame Abenteuer noch nicht zu Ende. Als die Schutzleute auf dem Wege nach dem Polizeiamt mit ihrem Gefangenen glücklich der Menge entronnen waren, ſahen ſie ſich plötzlich von einer Anzahl wild ausſehender Männer umringt, die ſie ſchrecklich mißhandelten und den Gefangenen befreiten. So lautet

wenigſtens der Bericht der beiden Poliziſten, die man zerſchunden und zerſchlagen im Graben liegen fand; der eine blutete ſogar aus einer Stirnwunde. Begreiflicherweiſe iſt ihre Ausſage ziemlich verworren und unklar, da ſie ſich noch jetzt nicht von dem Schreck und den Schmerzen erholt haben. Sie erklären ſich außer ſtande, einen ihrer Angreifer wiederzuerkennen; auch war der Ueberfall ſo plötzlich und der Ort dazu ſo gut gewählt, daß man bis jetzt noch keinen einzigen Augenzeugen der Gewaltthat hat auftreiben können. Der ganze Vorgang iſt in tiefes Geheimnis gehüllt und hat in allen Kreiſen die größte Aufregung hervorgerufen. Die Polizei widmet ſich der Angelegenheit aufs eifrigſte und hofft bald den Verbrechern auf die Spur zu kommen. Für die Wiedererlangung des Edelſteins iſt eine Belohnung von fünftauſend Pfund ausgeſetzt worden."

„Hm," ſagte Paul Beck, als er den Artikel zu Ende geleſen hatte, und that einen tiefen Zug aus ſeinem Punſchglaſe, worin eine Zitronenſchale ſchwamm.

Er überflog dann die nächſte Spalte ohne beſonderes Intereſſe. Sie lautete:

„Eine überraſchende Verwandlung.

„Der Rezitator, Signor Madaveski, hat ſeine Zuhörer dadurch in Erſtaunen geſetzt, daß er bei der heutigen Vorſtellung mit kurzgeſchnittenem, glattgekämmtem und in der Mitte geſcheiteltem Haar erſchien. Beſonders die Damen fanden ſeinen Vortrag ebenſo unbefriedigend als ſeine äußere Erſcheinung und man hörte mehrfach die Vermutung ausſprechen, er habe als zweiter Simſon mit den Haaren auch die Kraft verloren."

„Der ſtarke Mann iſt bezwungen.

„Don Coloſo, der moderne Atlas, der ganz London durch die Proben ſeiner Stärke und Geſchicklichkeit in

Staunen geſetzt hat, der mit Zentnern ſpielt, als wären es Gummibälle, und mit den bloßen Händen die härteſten Steine zerbricht, ſollte heute abend ſein berühmtes Kunſtſtück ausüben und laut der Anzeige mit einer Rieſenkugel von poliertem Stahl auf der Schulter über ein hohes Eiſengitter ſpringen. Leider war der Liebling des Publikums jedoch am Erſcheinen verhindert. Man ſagt, er liege an einem Anfall von Influenza darnieder. So iſt die Grippe doch noch ſtärker geweſen als Don Coloſo, der in ſeinem mäßig großen Körper die Stärke des Elefanten mit der Behendigkeit einer Antilope verbindet, wie uns ſeine Verehrer verſichern."

Becks Augen glitten flüchtig über den Zeitungsklatſch; dann kehrte er wieder zu dem Juwelenraub zurück.

„Schade, daß ich gerade nicht zu Hauſe bin," murmelte er verdrießlich. „Das wäre ſo recht ein Geſchäft nach meinem Sinn geweſen."

Der Geheimpoliziſt war um einer ſehr einfachen, alltäglichen Sache willen, wie er es nannte, nach Cheſter gekommen. Es handelte ſich um eine Banknotenfälſchung, über die ſich ſowohl die Ortspolizei, als auch zwei ungewöhnlich ſchlaue Londoner Detektivs vergeblich die Köpfe zerbrochen hatten. Beck war noch keine Woche zur Stelle, da hatte er auch ſchon den Fälſcher entdeckt und ihn dem Gericht überliefert. „Mehr Glück als Verſtand," ſagten ſeine Kollegen.

„Beck muß mit dem Teufel im Bunde ſein," pflegten ſie harmlos zu ſcherzen, denn er war allgemein beliebt. „Er kehrt ſich an kein Syſtem, an nichts und wieder nichts, ſondern tappt immer geradeaus wie ein Blinder im Nebel, während Leute, die ihre Augen brauchen, unter die Räder kommen. Alle Beweiſe fliegen ihm von ſelbſt in den Mund; zu dieſem Zweck hält er ihn auch meiſt halb offen."

Zu ſolchem Geſchwätz lachte Beck nur gutmütig. „Ich bin's zufrieden, Jungens," ſagte er, „da mir mein Glück ſtets treu bleibt."

Beck ließ ſich ſchwer aus ſeiner Ruhe bringen. An Mut fehlte es ihm nie und er kannte keine Furcht; trotzdem ſchien er jetzt ziemlich aufgeregt. Er ſtieß den Dampf aus ſeiner Holzpfeife kurz und heftig heraus, während er ihn ſonſt langſam und wohlgefällig einſog; auch den Punſch, den er behaglich zu ſchlürfen pflegte, goß er heute haſtig hinunter. Und dabei las er immer wieder den Zeitungsartikel über den wunderbaren Rubin und den unerklärlichen Diebſtahl. Er mochte wohl mit ſeinen ſcharfen Augen noch weit mehr zwiſchen den Zeilen entdecken, als Berichterſtatter und Setzer ſich hatten träumen laſſen.

Seine Unruhe nahm zu. „Wäre ich in London, ich wollte die Spur ſchon finden," murmelte er vor ſich hin, indem er nach dem Eiſenbahnkursbuch auf dem Nebentiſch langte und mit kundiger Hand darin blätterte.

„Der Nachtzug nach London fährt ein Uhr zwanzig ab. Den benütze ich."

Doch diesmal ging es anders, als Beck es ſich vorgenommen. Es trat ein Ereignis dazwiſchen, das ſpannend und rätſelhaft genug war, um ſeine Gedanken von dem großen Juwelenraub abzulenken oder dieſen vielmehr in den Hintergrund zu drängen; denn ſein zähes Gedächtnis ließ nie wieder etwas fahren, was es einmal erfaßt hatte.

Zufällig fiel ſein Blick auf eine andre Seite des Kursbuchs. „Der erſte Zug trifft von London zwölf Uhr achtunddreißig ein." Er zog ſeine dicke Taſchenuhr heraus. „Gerade halb. Da komme ich noch zur Zeit auf den Bahnhof, um mir die Londoner Zeitung zu holen. Vielleicht ſtehen neuere Nachrichten darin."

Er ſchraubte ſeine Studierlampe herunter, legte die

Pfeife beiſeite, ſteckte ſich eine ſtarke Havannacigarre an und ſchlenderte in die ſtille, dunkle Sternennacht hinaus. Auf dem Bahnſteig waren nur wenige Leute, aber unter ihnen der junge Nat Perkins, einer der ſchlauen Londoner Detektivs neuen Stils, der wegen der Banknotenfälſchung nach Cheſter gekommen war und ſich offenbar in der ſchläfrigen Atmoſphäre der Provinzialhauptſtadt recht unbehaglich fühlte.

Er nickte Beck mit Gönnermiene zu, und dieſer erwiderte den Gruß mit ſtrahlender Freundlichkeit; dann gingen ſie rauchend miteinander auf dem Bahnſteig hin und her. Perkins redete das Blaue vom Himmel herunter und Beck hörte ihm ſchweigend zu, wie das meiſt ſeine Art war. Der junge Detektiv ſetzte dem Kollegen ſeine neueſte Theorie über den Raub des Rubins auseinander. Der Dieb mußte nach ſeiner Anſicht ein Angeſtellter des Geſchäfts ſein, der den Straßenauflauf zum Deckmantel benutzt oder ihn auch ſelbſt für ſeine Zwecke veranlaßt hatte.

„Es liegt ja auf der Hand," ſagte er in wohlweiſem Tone, „daß man an der Innenſeite kein Stahlnetz angebracht hatte, weil die Angeſtellten ſämtlich ehrenwerte Leute und Vertrauensperſonen waren. In Fällen dieſer Art aber mache ich es mir immer zur Regel, meinen Argwohn zuerſt auf Leute zu werfen, die im Ruf der größten Redlichkeit ſtehen, weil dieſe natürlich — — —"

Das Pfeifen der Lokomotive unterbrach ſeinen Redefluß; gleich darauf kam der lange Zug mit Geknarr und Gekreiſch in den Bahnhof eingefahren, und alles geriet in Bewegung. Die Schaffner liefen an den Wagen entlang und ſchrieen aus voller Kehle; einer von ihnen, ein erhitzt ausſehender junger Mann, blieb vor einem Wagen erſter Klaſſe zunächſt der Lokomotive ſtehen. Erſt preßte er das Geſicht gegen die Scheiben, dann drückte er auf die Klinke.

Doch die Thür war verſchloſſen. Er zog ſeinen Schlüſſel heraus, warf die Thür zurück und ſprang ins Coupé hinein. Im nächſten Augenblick klang der durchdringende Schrei: „Mord! Mord!“ ſchrill in die Nacht hinaus, allen andern Lärm übertönend. Perkins und Beck rannten den Bahnſteig entlang bis zu der offenen Thüre, vor der ſich ſchon eine Menge zu ſammeln begann, die ſie kräftig beiſeite ſtießen. Perkins war leicht und behende, aber Beck der größere Schnellläufer. Schon ſtand er im Wagen neben dem Schaffner, der ſoeben den lebloſen Körper eines Mannes vom Boden aufhob.

„Halt!“ ſchrie Beck raſch in ſcharfem, befehlendem Ton, und der Schaffner gehorchte. „Steigen Sie aus, holen Sie eine Laterne und rufen Sie den Bahninſpektor.“ Ohne Widerrede that ihm der Mann den Willen. Jetzt hatte Perkins keuchend die Thür erreicht.

„Hier iſt Licht, Alterchen,“ rief er Beck zu. „Ich trage es immer bei mir.“ Damit nahm er eine kleine zierliche Nickellampe, die mit einem polierten Reflektor verſehen war, aus der Bruſttaſche und drückte auf den Knopf, worauf das elektriſche Licht emporflammte.

„Danke, mein Junge,“ erwiderte Beck, „die alte Oellampe dort oben brennt zu düſter. Bewachen Sie, bitte, die Thüre und halten Sie mir das Volk noch einen Augenblick vom Leibe. Hernach kommt die Reihe an Sie und ich erweiſe Ihnen den gleichen Dienſt.“

Die halbgeöffneten ſtieren Augen des auf dem Rücken am Boden liegenden Leichnams machten beim Schein der flackernden Oellampe einen geſpenſtiſchen Eindruck. Raſch kniete Beck neben ihm nieder, und ſeine wild umherſchweifenden Blicke ſchienen in einer kurzen Minute alle Einzelnheiten zugleich aufzufaſſen. Er ſah einen hübſchen, kaum dreißigjährigen jungen Mann von ſchlanker Geſtalt mit einer

Schußwunde in der Brust tot daliegen. Geblutet hatte er fast gar nicht. Die großen dunkeln Augen waren aus den Höhlen getreten, zwischen dem schwarzen Schnurrbart kam die rote Zunge zum Vorschein und das Totenantlitz zeigte eine bläulichrote Färbung. Am Halse bemerkte Beck ein schmales Band, das von den Ohren bis zum Kinn tief ins Fleisch eingeschnitten hatte. Ein gebrauchtes Zündhölzchen lag neben einer ausgelöschten Taschenlampe mit zerbrochenem Cylinder. In der Ecke, halb unter den Sitz gerollt, fand Beck einen schußfertigen Revolver, der bei näherer Besichtigung sofort erkennen ließ, daß zwei Läufe erst kürzlich abgefeuert worden waren. Ein rundes Loch in dem der Thür gegenüberliegenden Fenster zeigte an, wo die Kugel hereingedrungen oder hinausgeflogen war. Der Ermordete schien wenigstens eine Zeit lang während der Fahrt geschlafen zu haben, denn dicht neben dem Fenster lag ein aufgeblasenes Luftkissen und auf dem Kopf hatte er eine bequeme Schlafkappe von schwarzem Samt.

Auf Raub war es offenbar bei der Ermordung nicht abgesehen gewesen, denn der Mann trug eine wertvolle goldene Uhr in der Tasche, einen Diamantring am kleinen Finger und seine Brieftasche enthielt Banknoten und Goldstücke im Betrag von etwa zwanzig Pfund Sterling. Es roch in dem Coupé stark nach verbrannter Wolle, und von seinem Geruchssinn geleitet, entdeckte Beck mit Verwunderung am rechten Knie der hellen Beinkleider eine Stelle, wo ein Loch in das Zeug gebrannt und die Haut darunter versengt war.

„Holla! Wer ist da drinnen?“ ließ sich jetzt des Inspektors Stimme von der offenen Thür her vernehmen.

Beck war aufgestanden. „Ach, Sie sind's, Herr Penton,“ versetzte er in gelassenem Ton.

„Herr Beck, wenn ich nicht irre. Ich habe Sie gar

nicht gleich erkannt. Da sieht's ja böse aus. Was halten Sie von der Sache?"

„Es ist ein Mord begangen worden."

„Was! Gewiß und wahrhaftig? — Platz da!" schrie der Inspektor in die erregte Menge hinein, drängte sich durch und stand im nächsten Augenblick neben Beck, den Toten mit entsetzten Blicken betrachtend.

„Darüber kann gar kein Zweifel sein, Herr Penton. Und zwar ist der Mord auf so geschickte Weise ausgeführt worden, wie mir das in meiner langen Praxis noch niemals vorgekommen ist," versetzte der Geheimpolizist mit einem Anflug von Bewunderung für den Verbrecher, die sich angesichts des Leichnams recht unheimlich ausnahm.

„Was soll ich denn thun?" rief der Inspektor in kläglicher Ratlosigkeit. „Auf meiner Strecke ist noch nie etwas dergleichen vorgefallen. Es muß doch wohl eine Totenschau gehalten werden mit allem Drum und Dran. Am besten ist's, ich lasse die Leiche ins Wartezimmer dritter Klasse schaffen."

„Ich würde Ihnen raten, einstweilen noch alles unberührt zu lassen," sagte Beck ruhig.

„Aber was in aller Welt soll ich dann thun?"

„Sie könnten den Zug wohl nicht hier behalten?"

„Unmöglich. Wenn selbst die Hälfte der Passagiere umgebracht wäre, wir müßten doch das Dampfboot erreichen."

„So lassen Sie wenigstens den Wagen abschieben," mischte sich jetzt Herr Perkins ins Gespräch.

„Das geht auch nicht. Es würde zu lange aufhalten."

„Hätte überdies wenig Nutzen," fiel Beck ein. „Wir brauchen den Zug, nicht den Wagen. Wie lange können Sie die Abfahrt im äußersten Falle verschieben, Herr Penton?"

„Höchstens fünf Minuten über die bestimmte Zeit;

eine Viertelstunde im ganzen. Zum Glück haben wir drei Minuten Vorsprung. Auch könnte ich meine Fahrgäste schwerlich noch früher in den Zug bringen. Es ist, als hätten sie alle den Verstand verloren; in jedem Coupé wittern sie einen Mörder."

„Eine Viertelstunde? Das ist wenig, aber es muß genügen. Bitte, leihen Sie mir noch einmal Ihre Laterne, Perkins."

Wer Herrn Beck für einen ruhigen, gleichmütigen Menschen hielt, hätte ihn jetzt nicht wiedererkannt. Mit Blitzesschnelle durchmaß er den langen Zug. Er kletterte wie ein Bär zum Dache hinauf und lief oben über die Wagen hin. Gleich einer Schlange kroch er unter den Rädern durch und im Nu sprang er in sämtliche Wagen hinein und wieder heraus. Die Fahrgäste traten zurück und sahen ihm zu, als wäre es eine Vorstellung im Zirkus. Und die ganze Zeit über puffte die Lokomotive ungeduldig ihre Dampfwolken aus.

Als einziges Ergebnis der Untersuchung stellte sich die Thatsache heraus, daß im fünften Coupé von dem gerechnet, in welchem der Tote lag, die Oellampe aus einem Wagen dritter Klasse verschwunden war.

In diesem Abteil lagen zwei Männer, ein Soldat und ein Matrose und schliefen den Schlaf der Gerechten, wenn sie nicht etwa gar betrunken waren.

Man weckte sie und holte sie heraus. Der Matrose war ein hagerer, sehniger Bursche, klein von Wuchs und mit schmalem Kopf. Der Soldat, der Korporalschnüre an den Aermeln trug, war fast eine Riesengestalt. Ganz verwirrt und erschrocken erklärten die beiden, daß sie einander nie zuvor gesehen hätten. Auf die Lampe hatte keiner von ihnen acht gegeben; sie wußten auch nicht, ob sie gebrannt hatte, als sie auf der Station Euston ein-

geſtiegen waren. Einen Rauſch hätten ſie nicht, behaupteten ſie, doch ganz nüchtern wären ſie auch nicht. Ihre Fahrkarten hätten ſie richtig bezahlt, man ſolle ſie wieder auf ihre Plätze laſſen, mit oder ohne Lampe. Was ginge ſie denn überhaupt die verfluchte Lampe an, dafür ſollte doch die Eiſenbahnverwaltung ſorgen.

Bei dem geſchickten Kreuzverhör, das Perkins mit ihnen anſtellte, wurden ſie unverſchämt und gaben die widerſprechendſten Antworten. Zuletzt forderte der Matroſe ihn zu einem Boxergang auf dem Bahnſteig heraus, worauf Perkins die beiden Leute unter Anklage des Mords feſtnehmen und ins Ortsgefängnis abführen ließ; doch wurden ſie ſchon am nächſten Tage wegen mangelnder Beweiſe wieder freigelaſſen.

Unterdeſſen war Beck am Ende des Zugs beſchäftigt, einen ſtarken Strick loszuknüpfen, den er an der eiſernen Pufferſtange feſtgeknotet gefunden hatte. Als er auf den Bahnſteig zurückgeeilt kam, war die Viertelſtunde um und die Paſſagiere nahmen eben wieder ihre Plätze ein. Die Lokomotive paffte noch ungeduldiger als zuvor, aber in Becks Weſen war keinerlei Aufregung bemerkbar, als er ſich zu Perkins und dem Inſpektor geſellte, die vor dem Wagen ſtanden, wo der Tote von dem flackernden Licht geſpenſtiſch beleuchtet, noch immer auf dem Rücken lag. Auf Becks Zeigefinger war ein Flecken noch feuchten Blutes, den er aufmerkſam betrachtete.

„Wie ſteht's, Alterchen, haben Sie den Faden gefunden?“ fragte Perkins mit gutmütigem Spott.

„Jawohl,“ verſetzte Beck, „einen Wollenfaden.“ Und er hielt mit der linken Hand ein Endchen hellgraue Baumwolle in die Höhe, das an einigen Stellen dunkel gefärbt war. Perkins lachte gerade heraus, und ſelbſt der Inſpektor mußte lächeln, während er rief: „Steigen Sie ein, meine Herren, bitte, beeilen Sie ſich!“

„Wozu ſoll Ihnen denn das dienen?“ fragte der junge Detektiv. Beck band den Wollfaden ans Ende des Stricks, den er von dem Puffer losgeknüpft hatte, und machte eine Schlinge daraus, die er vor Perkins' Augen hin und her baumeln ließ. „Dieſe winzige Schlinge,“ flüſterte er, „wird genügen, um den ſtärkſten Mann aufzuknüpfen.“

Jetzt wurde der Inſpektor ungeduldig.

„Gleich, gleich!“ rief ihm Perkins beſchwichtigend zu. „Kommen Sie mit, Herr Beck?“

„Wohin?“

„Natürlich nach Holyhead mit dem Leichnam. Ich mache die Reiſe in ſeiner Geſellſchaft, und ein zweiter Gefährte wäre mir nicht unlieb.“

„Nein, mit dem bin ich fertig,“ gab Beck kurz zur Antwort, „ich weiß alles, was er mir zu ſagen hat. Jetzt will ich mich nach dem andern Burſchen umſehen.“

„Wie Sie wollen,“ rief Perkins und ſprang in den Wagen, während ſich der Zug langſam in Bewegung ſetzte. Die Thür wurde hinter ihm zugeſchlagen und die lange Wagenreihe war bald in der Dunkelheit verſchwunden. Auf dem Bahnſteig blieb Beck allein mit dem Inſpektor zurück, der ſich in großer Aufregung befand.

„Ich würde Ihnen gern behilflich ſein,“ ſagte er, „wüßte ich nur ...“

„Sie könnten mir einen Dienſt erweiſen. Es liegt mir daran, die Lampe zu finden, die in dem Wagen dritter Klaſſe fehlt, entweder ganz oder in Stücken.“

„Das wird einige Schwierigkeiten machen, fürchte ich. Wir wiſſen ja gar nicht, was damit geſchehen iſt. Höchſt wahrſcheinlich hat man einfach vergeſſen, ſie in Euſton einzuhängen.“

„Bewahre. Nach meiner Anſicht liegt ſie etwa in der Mitte zwiſchen zwei Stationen zerbrochen neben den Schienen.

Wie weit von hier, kann ich nicht mit Beſtimmtheit angeben, vermutlich nur ein paar Stationen. Könnten Sie wohl auf der Bahnlinie zurücktelegraphieren, daß man nach der Lampe ſuchen ſoll?"

„Gewiß. Es ſoll geſchehen, ſobald das Telegraphenbureau geöffnet wird."

„Und wann können wir Antwort haben?"

„Nicht vor zwölf Uhr mittags. Es muß doch eine ziemlich lange Strecke abgeſucht werden."

„So will ich um Zwölf wieder vorſprechen. Gute Nacht."

„Wollen Sie ſchon fort?" fragte der Inſpektor, der gern noch in Geſellſchaft ein wenig geplaudert hätte. „Kommen Sie doch herein und trinken Sie ein Glas zur Erwärmung. Ich laſſe mir immer noch einen Trunk bringen, wenn der letzte Zug fort iſt, ſonſt kann ich nicht einſchlafen, und heute nacht habe ich das mehr als je nötig."

„Danke, aber ich will lieber nach Hauſe gehen. Ich habe die Fähigkeit zu ſchlafen, wie und wo es gerade paßt. Wer weiß, wann ich wieder einmal zu einer ordentlichen Nachtruhe komme."

So kehrte denn Beck mit der größten Gelaſſenheit in ſeine Wohnung zurück. Der Daily Telegraph lag noch auf ſeinem Tiſch, aber der rätſelhafte Raub war durch den geheimnisvollen Mord bei ihm ganz in den Hintergrund gedrängt worden. Er zog die kleine Schlinge aus der Taſche und legte ſie vor ſich auf die Zeitung hin.

„Den ſtärkſten Mann in England kann man daran aufknüpfen," murmelte er gedankenvoll. Dann ging er zu Bett und ſchlief friedlich wie ein Kind. Erſt um halb Elf erwachte er am andern Morgen aus ſeinem geſunden, traumloſen, erquickenden Schlummer.

* * *

„Wie ſteht's, Herr Penton, haben Sie Nachricht erhalten?"

Nach der Art, wie der Inſpektor tags darauf Herrn Beck begrüßte, als er um zwölf Uhr zu ihm auf den Bahnſteig trat, mußte der Geheimpoliziſt bedeutend in ſeiner Achtung geſtiegen ſein.

„Sie hatten ganz recht, Herr Beck," ſagte er, „die zerbrochene Lampe iſt halbwegs zwiſchen den Stationen Rugby und Crewe gefunden worden. Wie in aller Welt haben Sie das nur gewußt?" Es klang ſo unverhohlene Bewunderung aus dieſen Worten, daß Beck verſchämt lachte.

„Nur eine Vermutung, Herr Penton. Ich hatte von jeher Talent zum Rätſelraten. Wann geht der nächſte Zug nach Rugby?"

„Um ein Uhr zwanzig."

„Schön, ich brauche ein Coupé erſter Klaſſe für mich allein."

„Glauben Sie den Kerl dort faſſen zu können?"

„In Rugby? Da ſuche ich gar nicht nach ihm. Er wird ſich ſchwerlich aufgehalten haben, und daß er jetzt nicht dort iſt, ſteht feſt."

„Ja, weshalb fahren Sie dann überhaupt hin, Herr Beck?" Der Inſpektor, der, wie er ſich ausdrückte, noch nie in einen Mord verwickelt geweſen war, konnte ſeine Aufregung und Neugier kaum bezähmen. „Iſt das nicht Zeitverſchwendung?"

„Es hat ganz den Anſchein, Herr Penton, das gebe ich zu," verſetzte Beck freundlich. „Aber ein altes Sprichwort, das ich ſehr hochſchätze, ſagt: „Eile mit Weile!" Ich wälze eine Sache gern im Kopfe hin und her und ſuche hier und dort, bis ich die Fährte gefunden habe. Dann laſſe ich mich aber auch ſo leicht nicht wieder davon abbringen. Die Kameraden lachen über mich und nennen

mich einen ſonderbaren alten Kauz, aber mit etwas Glück und gemeinem Menſchenverſtand iſt mir ſchon manches gelungen."

In voller Gemütsruhe, wie immer, verließ Beck den Zug in Rugby. In der Hand trug er die ſorgfältig zugeſchnallte Reiſetaſche und auf dem Arm eine warme Decke.

„Droſchke gefällig, Herr?" fragte ein eifriger Dienſtmann, indem er ſich der Taſche zu bemächtigen trachtete, die Beck unentwegt feſthielt.

„Nein, danke; ich bleibe hier auf dem Bahnhof."

Der Mann ſtarrte ihn verwundert an und ging ſeiner Wege, während Beck ruhig auf einer Bank Platz nahm, bis ſich der Strom der Reiſenden verlaufen hatte. Dann rief er einen Bedienſteten herbei.

„Legen Sie meine Handtaſche und Reiſedecke auf den Rückſitz eines Wagens erſter Klaſſe im nächſten Zug, der von London kommt." Dabei reichte er dem Mann eine halbe Krone.

„Zu Befehl, Herr," erwiderte dieſer im Ton tiefſter Ehrerbietung.

„Halt! Sie müſſen das Geld erſt verdienen. Haben Sie von dem Mord auf der Eiſenbahn gehört, der in Cheſter entdeckt wurde?"

„Na, das will ich meinen. Man ſpricht ja von nichts anderm mehr. Stundenlang haben die Leute an der Bahn nach einer Lampe geſucht, und um die Londoner Zeitungen, die den Bericht brachten, hat man ſich förmlich geriſſen."

„Ich bin nämlich Detektiv und möchte Erkundigungen einziehen über alles, was man etwa weiß."

Es war Becks Art, immer ſo offen als möglich zu Werke zu gehen ohne unnötige Geheimniskrämerei. Der Mann machte aber ein ſo erſtauntes Geſicht, als hätte er

sich für den Kaiser von Rußland ausgegeben. Doch jedenfalls hatte er von dem Herrn eine halbe Krone erhalten, mochte er nun ein Detektiv sein oder nicht.

„Ich selbst kann Ihnen wenig Auskunft geben, Herr, außer daß ich gesehen habe, wie man die zerbrochene Lampe brachte. Aber Tim Rafferty, der große Schaffner, der dort drüben steht, hat den Ermordeten zuletzt zu Gesicht bekommen. Das heißt, damals war er noch nicht tot, sondern nur eingeschlafen."

„Rufen Sie mir Rafferty her; vielleicht verdient er sich auch eine halbe Krone."

Die Botschaft mußte wohl richtig bestellt worden sein, denn Raffertys blaue Augen funkelten und es lag ein halb verschämtes, halb erwartungsvolles Lächeln in seinen groben, gutmütigen Zügen.

„Nun sagen Sie mir einmal genau, was Sie gesehen haben, Rafferty," sagte Beck, um ihm Mut zu machen.

„An und für sich ist es gar nichts, Herr, wenn nachher nichts geschehen wäre. Mich wundert nur, daß er mir überhaupt aufgefallen ist; Reisende die eingeschlafen waren, habe ich schon die schwere Menge gesehen, aber es ist keiner von ihnen ermordet worden, außer diesem."

„Sie haben also gestern im Londoner Nachtzug einen schlanken, hübschen Herrn mit schwarzem Bart gesehen, der in einem Wagen erster Klasse eingeschlafen war?"

„Jawohl. Ich hab' die Beschreibung in der Zeitung gelesen. Es war derselbe, der hernach vor Chester erschossen worden ist. Damals sah man ihm noch nichts davon an; er schlief so ruhig wie ein Wickelkind."

„Sind Sie Ihrer Sache gewiß?"

„Versteht sich. Die Beschreibung hätte gar nicht besser passen können. Er lag mit dem Kopf auf dem Kissen, das auch in den Zeitungen erwähnt ist, und schlief, als gäbe es

gar keine Not auf der Welt. Und doch war das Unglück ihm ſchon ſo nahe."

„Haben Sie ihn genau betrachtet?"

„Freilich."

„Eine Taſchenlampe haben Sie wohl nicht bemerkt?"

„Keine Spur von einer, und ich hätt' es gewiß geſehen, wenn eine dageweſen wäre, denn die Lampe an der Decke brannte ſchön hell."

Beck ſchien großes Gewicht auf alle dieſe Kleinigkeiten zu legen, denn er ſtellte ein förmliches Kreuzverhör an. Aber Rafferty beharrte auf ſeiner Ausſage. Die Lampe im Wagen brannte nicht düſter und es war keine Taſchenlampe vorhanden.

„Beſten Dank, guter Freund," ſagte Beck endlich, ohne durch die leiſeſte Miene zu verraten, ob er erfahren hatte, was er wiſſen wollte, oder nicht. Doch gab er dem Mann fünf Schilling ſtatt der halben Krone. „Habe ich noch Zeit, eine Taſſe Thee zu trinken, ehe der Zug kommt?"

„Mehr als genug Herr. Ich danke gehorſamſt und wünſche glückliche Reiſe."

Als Beck in den Londoner Zug einſtieg, hatte ſich eine ganze Gruppe von Angeſtellten der Eiſenbahn in der Nähe verſammelt, die ihn neugierig betrachteten. Die Urteile, die nach ſeiner Abfahrt über ihn laut wurden, klangen nicht gerade ſehr ſchmeichelhaft für ſeine Begabung.

„Der will ein Detektiv ſein," ſagte Rafferty mit mitleidigem Achſelzucken. „Ich glaub', er iſt nicht ſchlau genug, um 'ne Fliege zu fangen, und viel zu weichmütig, um ihr ein Leid anzuthun, wenn er ſie fängt. Alle Detektivs, die mir bis jetzt vorgekommen ſind, hatten ſo was von 'nem Bluthund oder 'ner Kneipzange — man ſah's ihnen ſchon von wer weiß wie weit an. Ein ganz ordentlicher Menſch mag er ſein," ſchloß er, in dankbarer Erinnerung an die

fünf Schillinge in ſeiner Weſtentaſche, „aber zum Detektiv iſt der nicht geſchaffen!“

Er wäre wohl in ſeiner Anſicht noch beſtärkt worden, hätte er Beck behaglich in ſeine Decke gewickelt mit halb geſchloſſenen Augen auf ſeinem Platz im Zuge ſitzen ſehen.

Auch der Billeteinnehmer in Crewe machte ein ſehr verwundertes Geſicht, als Beck ihm ſeinen Beruf nannte; doch zeigte er ſich trotzdem höflich und mitteilſam. Wer hätte auch gegen Beck zurückhaltend ſein ſollen, lag doch etwas ſo Freundliches und Gutmütiges in ſeinem Weſen!

Ja, der Billeteinnehmer erinnerte ſich eines Herrn, der geſtern mit dem Londoner Nachtzug angekommen und gute fünf Minuten nach allen andern Reiſenden die Bahnhofhalle heruntergekommen war. Aber ſein Billet war ganz in Ordnung. Er trug eine kleine ſchwarze Handtaſche und hatte ſonſt kein Gepäck. Ein anſehnlicher, hübſcher Mann mit ſchwarzem Kraushaar und ſchwarzem Bart — offenbar ein Ausländer. Der Beamte beſchrieb ihn genau und der Geheimpoliziſt hörte aufmerkſam zu.

„Nicht wahr, er hinkte ein wenig?“ fragte Beck endlich in gelaſſenem Ton.

Der Billeteinnehmer machte große Augen.

„Alſo kennen Sie den Herrn?“

„Ich bilde mir's wenigſtens ein — vielleicht irre ich mich, aber ich glaube zu wiſſen, wer es iſt.“

„Er ging etwas lahm und der rechte Fuß ſchien ihm weh zu thun. ‚Sie haben ſich doch nicht verletzt?‘ fragte ich; worauf er mich mit ſeinen großen Augen ſcharf anſah und antwortete: ‚Bewahre, ganz und gar nicht. Die Gicht plagt mich einmal wieder, das iſt alles. Aber er ſah nicht im geringſten aus, wie jemand, dem die Gicht etwas anhaben kann, und wer an Gicht leidet, trägt auch nicht ſolch enganliegende Stiefel mit Gummizügen.“

„Gummizüge?“ murmelte Beck. „Das dacht' ich mir gleich. . .'. Würden Sie den Herrn wohl wieder erkennen, wenn Sie ihn ſähen?“

„Ich habe ihn erkannt, als ich ihn wieder ſah. Zum erſten Frühzug erſchien er auf dem Bahnſteig. Sobald er mir unter die Augen kam, wußte ich, daß er's war, obgleich es mit ſeinem Fuß viel beſſer zu gehen ſchien. Aus Neugier merkte ich mir, wohin er wollte.“

„Wohin denn?“

„Er hatte ein Billet erſter Klaſſe nach Liverpool. — Beſten Dank, Herr, aber das war durchaus nicht nötig. Ich bin ja froh, wenn ich Ihnen irgendwie habe nützlich ſein können.“

„Noch ein Wort. Würden Sie wohl ſeine Photographie erkennen?“

„Auf den erſten Blick. Haben Sie eine bei ſich?“

„Nein, aber ich könnte ſie mir mit leichter Mühe verſchaffen. Dann will ich ſie Ihnen mit der Poſt ſchicken, und Sie ſind wohl ſo gut, ‚ja‘ oder ‚nein‘ auf ein Blatt Papier zu ſchreiben und es an die Adreſſe aufzugeben, die ich beifügen werde.“

„Gewiß, das ſoll umgehend geſchehen. Sie kommen wohl hier nicht wieder zurück?“

„Nein, ich fahre weiter bis an mein Reiſeziel und ich glaube, mir iſt die ganze Sache ſchon ziemlich klar.“

Der nächſte Zug wurde eben erwartet und Beck eilte unverzüglich nach dem Schalter. „Ein Billet erſter Klaſſe nach Liverpool,“ ſagte er.

So verſchwanden denn der Verfolgte und ſein Jäger einer nach dem andern in dem dichten Gewirr der großen Hafenſtadt.

* * *

Um dieselbe Zeit trafen noch zwei andre neue Ankömmlinge in Liverpool ein.

Doktor Palmer Coleman ließ sich in einer der stillen Straßen nieder, die schon halb zur Vorstadt gehören, und hatte es bald zu einer einträglichen Praxis gebracht. Er selbst nannte sich einen „Homöopathen", während die Aerzte der Nachbarschaft ihn als Quacksalber bezeichneten.

Einer seiner ersten Patienten war ein Kerl mit kräftigen Gliedmaßen, der sich müßig herumtrieb und sein Quartier in einer ziemlich verrufenen Gasse nicht allzuweit von des „Doktors" hochachtbarer Behausung aufgeschlagen hatte. Dem Doktor gelang es — wohl zu seiner eigenen Ueberraschung — den Vagabunden durch ein sehr einfaches Mittel, nämlich eine Schachtel voll winziger Pillen, die zu gleichen Teilen aus Brotkrumen und Seife bestanden, vom Veitstanz zu heilen. Der Mann bezahlte ihm dafür das volle Honorar, eine Guinee, die er nach des Doktors Ansicht höchst wahrscheinlich gestohlen hatte; auch ließ er es nicht an überschwenglichen Beweisen der Dankbarkeit fehlen, wodurch er auf die Dauer etwas unbequem wurde. Zur Feier seiner Genesung holte er sich einen starken Rausch und weckte seinen Wohlthäter gegen ein Uhr nachts, um sich bei ihm zu bedanken. In jeder Schenke des Stadtviertels verkündete er des Doktors Lob mit rauher Kehle. Aber selbst das genügte ihm nicht. Er wurde mit seinen Aufmerksamkeiten so überlästig wie ein täppischer junger Hund; überall kam er zum Vorschein, wenn man ihn am wenigsten brauchen konnte; er belagerte das Haus seines Wohlthäters mit der Zudringlichkeit eines unbezahlten Gläubigers.

Wenn man den Vagabunden nach seinem Namen fragte, so nannte er sich William Simons, doch hieß er in dem ganzen Viertel allgemein nur „Bill Pluck". Selten gab er sich zu irgend einer Arbeit her; aber wenn er es that, so

machte er alles vortrefflich; man mußte ſich über ſeine Kraft und Geſchicklichkeit ordentlich verwundern.

Doktor Coleman hatte ſich von ihm ſein Sprechzimmer in Ordnung bringen laſſen, das im erſten Stock lag. Aber ſowohl hierfür als für das Hinauftragen der ſchweren Möbel, die zur anſtändigen Ausſtattung des Raumes dienen ſollten, hatte Bill Pluck jede Bezahlung hartnäckig ausgeſchlagen.

Nachdem ſich ſo Doktor Coleman und Bill Pluck, jeder auf ſeine Art, im Bezirk bemerklich gemacht und zu mancherlei Gerede Anlaß gegeben hatten, würde man ſie füglich ihren verſchiedenen Geſellſchaftskreiſen überlaſſen haben, ohne noch weiter auf ſie zu achten, wäre nicht etwa drei Wochen nach ihrer Ankunft ein aufſehenerregendes Ereignis eingetreten. In einer beſonders dunkeln Nacht nämlich wurde der Schutzmann, den ſeine Runde an Doktor Colemans Haus vorbeiführte, gegen ein Uhr durch einen lauten Krach erſchreckt, auf den hintereinander drei ſcharfe Revolverſchüſſe folgten. Während der Mann nach der Stelle hinlief, ſah er eine dunkle Geſtalt aus einem Fenſter des erſten Stockes ſpringen, das wohl achtzehn Fuß über der Straße lag, und mit katzenähnlicher Schnelligkeit um die Ecke verſchwinden, wobei der Flüchtling nach dem Sprung allerdings etwas hinkte, wie der Poliziſt zu bemerken glaubte.

Er folgte ihm raſch und wäre dabei faſt über das Ende eines Seils gefallen, das von dem offenen Fenſter des Wohnzimmers herabhing. Inzwiſchen hatte er die Geſtalt aus dem Geſicht verloren und bei der pechfinſtern Nacht war an keine Verfolgung zu denken. Im nächſten Augenblick hörte er des Doktors Stimme durch das Fenſter nach ihm rufen. Er klopfte unten an die Thür, worauf das Klirren von Ketten zu hören war, die Riegel zurückgezogen wurden und der Doktor mit dem Licht in der Hand in Beinkleidern und dem Nachthemd erſchien; die Haare hingen

ihm wirr um das vor Aufregung rote Geſicht; allem Anſchein nach war er eilig aus dem Bett geſprungen. Seine herrliche Männergeſtalt mit den breiten Schultern und den ſtarken Muskeln kam in dem leichten Gewande erſt recht zur Geltung.

„Ein gefährlicher Kunde, mit dem man nicht anbinden möchte," dachte der Schutzmann bei ſich.

„Bei mir iſt eingebrochen worden," ſagte der Doktor; „doch habe ich dem Kerl noch rechtzeitig ſein Spiel verdorben."

„Darf ich mich drinnen einmal umſehen?"

„Jawohl, wenn Sie wollen; aber es lohnt kaum der Mühe. Die Hauptperſon hat das Weite geſucht."

Im Studierzimmer des Doktors, wohin er mit dem flackernden Licht voranſchritt, herrſchte wilde Unordnung; doch konnte man alles erſt genau überſehen, nachdem der Poliziſt die vier Lichter an der Gaskrone angezündet hatte.

Die ſchwere Thür zu des Doktors Schlafzimmer war mit Gewalt aus Schloß und Angel geriſſen und nach vorn geſchleudert worden, wobei ſie im Fallen Tiſche und Stühle zertrümmert hatte. Zu dem offenen Fenſter zog die Nachtluft herein und in einer der oberen Scheiben ſah man drei runde Löcher dicht nebeneinander, wo die Revolverkugeln hindurchgegangen waren. Neben einem eiſernen Geldſchrank, der in der Ecke ſtand, lag eine ganze Sammlung von Diebswerkzeugen auf dem Boden umhergeſtreut, mit denen der Einbrecher ſchon ſo gründlich gearbeitet hatte, daß über die Abſicht ſeines nächtlichen Beſuchs kein Zweifel möglich war.

„Vorzügliche Inſtrumente," ſagte der Poliziſt, eins nach dem andern aufhebend und betrachtend, „und ſehr ſaubere Arbeit, das muß ich geſtehen. Das Loch dort hat eine geübte Hand in den Schrank gebohrt." Er betrachtete es mit unverhohlener Bewunderung.

„Ich hatte ihm ein noch ſchöneres Loch durch ſeinen Kopf zugedacht," ſagte Coleman grimmig. „Schade, daß die Schüſſe fehl gingen, das kommt bei mir ſelten vor."

Der Schutzmann zog ſein Notizbuch heraus.

„Würden Sie mir wohl in aller Kürze angeben, was ſich zugetragen hat?"

„Gewiß; aber außer dem, was Sie hier ſehen, habe ich Ihnen wenig mitzuteilen. Ich hatte den Tag über und tief bis in die Nacht hinein viel zu thun gehabt, ſo daß ich mich erſt um halb zwölf Uhr zu Bette legte und feſt einſchlief. Ein leiſes Kratzen, das ſich wie das Nagen einer Maus im Nebenzimmer anhörte, weckte mich; ein andrer hätte wohl kaum acht darauf gegeben, aber ich habe großen Widerwillen gegen Mäuſe. Es iſt eine Schande, aber ich großer, ſtarker Menſch fürchte mich vor ihnen wie ein Schulmädchen. Da ich nicht ſchlafen kann, wenn ich eine Maus höre, ſtand ich leiſe auf, ſchlüpfte in meine Beinkleider, zündete mein Licht an und ſchraubte das Gas auf, das ich immer etwas brennen laſſe. Nun drückte ich leiſe auf die Klinke, um das Tier nicht zu verſcheuchen. Die Thür war von außen verſchloſſen. Das erſchreckte mich, denn ich ſchlafe nie bei geſchloſſenen Thüren. Ich horchte — das Kratzen ging ununterbrochen weiter; mir ſchien, es klinge zu regelmäßig für eine Maus. Da griff ich nach meinem Revolver — den ich ſtets zur Hand habe — ſtemmte die Schulter gegen die Thüre und warf die ganze baufällige Beſcherung in das andre Zimmer hinein. Unglücklicherweiſe blies mir der Luftzug das Licht aus und der Kerl drinnen war ſchlau genug, ſeine Laterne zu löſchen. Der ganze Raum war ſtockfinſter; ich ſah nur, wie mir ſchien, eine ſchwarze Maſſe nach dem Fenſter hinſtürzen. Die drei Schüſſe, die ich abfeuerte, ſind offenbar ſämtlich fehlgegangen."

„Würden Sie den Mann wieder erkennen?"

„Unter keiner Bedingung. Ich ſagte Ihnen ja ſchon, daß es pechſchwarze Nacht war. Ich will den Kerl auch weder ſehen noch kennen. Hätte ihn mein Schuß zu Boden geſtreckt, ſo wäre es mir recht geweſen, aber nun die Kugel daneben gegangen iſt, mag er meinetwegen mit heiler Haut davonkommen."

„Aber um der Gerechtigkeit willen —"

„Ach was, Gerechtigkeit! Der arme Teufel hat ſein Leben um nichts und wieder nichts aufs Spiel geſetzt. Hätte er den Geldſchrank aufgebrochen, ſo würde er nur ein paar Flaſchen mit Gift gefunden haben."

„Entſchuldigen Sie, aber das macht keinen Unterſchied, was das Verbrechen anbetrifft. Offenbar hat der Dieb dort irgend einen Wertgegenſtand vermutet, den er ſich aneignen wollte."

„So, meinen Sie? Aber es war keiner da," erwiderte Coleman kurz. „Nun, gute Nacht, Schutzmann; ich will meinen unterbrochenen Schlaf nachholen."

Der Poliziſt, ein ſcharfſinniger und erfahrener Beamter, glaubte jedoch die richtige Fährte gefunden zu haben. Bevor eine Stunde um war, hatte er ſchon „Bill Pluck" als des Einbruchs verdächtig in ſeiner ärmlichen Wohnung in der Himmelsgaſſe feſtgenommen. Es lagen mancherlei erſchwerende Umſtände gegen den Gefangenen vor. Er war erſt ſeit einer halben Stunde nach Hauſe zurückgekehrt; am Halſe hatte er einen roten Fleck, der von einem Streifſchuß herzurühren ſchien, und beim Gehen hinkte er bedeutend auf dem rechten Fuß. Doch nahm er die Sache ſehr kaltblütig auf.

„Ich ſoll einen Geldſchrank aufgebrochen haben? Davon verſtehe ich ja gar nichts. Um Doktor Coleman zu berauben, der mich geſund gemacht hat — wie käme ich dazu? Der Doktor und ich, wir ſind viel zu gute Freunde.

Ihr werdet ja ſehen, ob er vor Gericht gegen mich ausſagt!"

Trotzdem mußte er die Nacht im Polizeigewahrſam zubringen. Er fand ſich mit philoſophiſcher Ruhe in ſein Schickſal und ſchlief bald feſt wie ein Kind. Tags darauf führte der Schutzmann ſeinen Gefangenen dem Richter vor. Die Beweisaufnahme war ſchon halb fertig und ſchien ſehr zu Ungunſten des Beklagten auszufallen, als Doktor Coleman erſchien.

Er wurde als Zeuge vernommen und wiederholte ſo ziemlich die Angaben des Poliziſten; doch erwies ſich ſein Zeugnis eher vorteilhaft für den Gefangenen.

Er behauptete, daß keiner der drei Schüſſe den Einbrecher getroffen oder auch nur geſtreift habe.

„Sind Sie deſſen ganz gewiß?" fragte der Schutzmann.

„Jawohl."

„Aber war es nicht dunkel?" warf der Richter ein.

„Es war ziemlich dunkel, Euer Gnaden."

„Sie würden wohl dieſen Mann nicht als Dieb erkennen?"

„Im Gegenteil; ich würde ſchwören, daß er es nicht iſt. Ich konnte die Umriſſe der Geſtalt unterſcheiden; ſie ſah ganz anders aus."

„Der Mann iſt zum Fenſter hinausgeſprungen, wie ich höre."

„Er hatte keinen andern Ausweg. Ob er geſprungen iſt, kann ich nicht ſagen. Er kann auch an dem Seil hinuntergeglitten ſein, das an einer Eiſenſpitze des Balkons vor dem Fenſter befeſtigt war und an dem er höchſt wahrſcheinlich heraufgeklettert iſt."

„Aber ich ſah ihn herunterſpringen," fiel der Poliziſt ein. „Er hat ſich dabei den Fuß verletzt, und der Mann hier hinkt. Wie läßt ſich das erklären, Herr Doktor?"

„Ich bin ſelbſt eine Zeit lang infolge eines Unfalls lahm geweſen und bin noch jetzt nicht ganz geheilt," verſetzte Coleman in ſcharfem Ton. „Aber das beweiſt doch nicht, daß ich ein Einbrecher bin."

Der Schutzmann machte ein verblüfftes Geſicht und der Gefangene kicherte vor ſich hin, als beluſtigte ihn die Antwort ſehr.

„Uebrigens glaube ich, daß dieſer Mann immer etwas hinkte."

„Wiſſen Sie, Brunker, ob ſich das ſo verhält?" fragte der Richter.

Der Poliziſt geriet in Verlegenheit. Es kam ihm nun ſelbſt ſo vor, als habe der Mann den einen Fuß immer ein wenig nachgeſchleppt. Aber ſo gehinkt wie ſeit geſtern hatte er doch nicht. Wie ſollte er das dem Richter erklären? „Ja, Euer Gnaden, etwas lahm iſt er wohl gegangen, aber doch nicht . . ."

„Genug, Brunker," unterbrach ihn der Richter. „Ich glaube, Sie haben ſich bei der Sache übereilt. Der Angeklagte iſt freizulaſſen. Beſten Dank, Doktor Coleman. Guten Morgen."

Der Angeklagte warf, als er die Anklagebank verließ, Coleman einen ſonderbaren Blick zu, aus dem mehr Beluſtigung als Dankbarkeit ſprach. Vor der Thür des Gerichtszimmers trafen die beiden wieder zuſammen.

„Kommt in einer Stunde zu mir, Simons," ſagte der Doktor gelaſſen, „Ihr könnt mir einen Dienſt leiſten, wenn Ihr das Zimmer wieder in Ordnung bringt, wo noch alles zu unterſt und oberſt liegt, ſeit der Kerl dort war."

„Ich werde kommen, Herr Doktor," ſagte Bill Pluck mit einem Anflug von Höflichkeit. „Beſten Dank."

Der Ruf des Vagabunden hatte durch dies Ereignis bei den Nachbarn nicht gewonnen. Sie teilten meiſt die

Anſicht des Schutzmannes und gingen Bill Pluck aus dem Wege, ſo weit ſie konnten. Nur Doktor Coleman hielt ihn offenbar nicht für ſchuldig, denn er erwies ihm mehr Güte als zuvor. Immer wieder gab er ihm Arbeit und verſah ihn reichlich mit Geld, das Bill Pluck jedesmal ins Wirtshaus trug, ſo daß er auf gutem Wege ſchien, ſich zu Tode zu trinken.

Alles ging ſchon wieder im gewöhnlichen Geleiſe, als abermals eine aufregende Begebenheit — die dritte und letzte — eintrat.

Signor Montifero beſuchte den Stadtteil. Wenn ſeine Anſchlagezettel die Wahrheit ſagten, ſo war ſein Name bereits weit und breit bekannt. Da es aber immerhin möglich iſt, daß einer der Leſer noch nichts von Signor Montifero gehört hat, will ich einen kurzen Auszug des intereſſanten Schriftſtücks hierherſetzen, das in großen Lettern über deſſen Verfaſſer berichtete.

Signor Montifero, ſo hieß es darin, der berühmte Schüler von Mesmer, dem Profeſſor des Hypnotismus, ſei bis in die tiefſten Tiefen des Lebens eingedrungen, um ihre Geheimniſſe zu ergründen; durch ſeine vielſeitige Gelehrſamkeit und umfaſſenden Forſchungen habe er den Spiritismus des Oſtens und die Wiſſenſchaft des Weſtens in harmoniſchen Einklang gebracht. An ſämtlichen Höfen der regierenden Könige und Fürſten, ſowie in den Hörſälen der berühmteſten Univerſitäten Europas habe man ſeinen wunderbaren Vorſtellungen und Beweisführungen mit Staunen und Entzücken gelauſcht.

Wenn man die Größe ſeines Ruhmes und ſeiner Leiſtungen bedenkt, ſo war Signor Montifero wirklich ein beſcheidener Mann; weder die Bewunderung der Herrſcher, noch der wiſſenſchaftlichen Größen hatten ihn allzu ſtolz gemacht. Er begnügte ſich mit einem Saal mittlerer Größe

in dem wenig vornehmen Stadtviertel und ließ ſich ſogar ſo weit herab, ſeine Zettel in eigener Perſon herumzutragen.

Bill Pluck fühlte ſich von Anfang an ſehr zu Signor Montifero hingezogen, was die Leute beſonders deshalb wundernahm, weil der Signor weder mit Geld noch Getränken freigebig war. Aber der Hypnotiſeur ſchien einen merkwürdigen Einfluß auf den Vagabunden zu üben, der ſich hinwiederum durch ſeine Lokalkenntnis ſehr nützlich erwies. Bill Pluck klebte für den Signor die Anſchlagzettel an und half ihm bei der Einrichtung des Saales. Auch brachte er ihn durch verſchiedene Andeutungen auf den Gedanken, daß er nichts Beſſeres thun könne, als Doktor Coleman zu bitten, den Vorſitz des Aufſichtskomitees bei ſeinen Darſtellungen zu übernehmen. Der Signor, ein ſchwarzhaariger, ſtattlicher Herr mit einſchmeichelndem Benehmen, hatte große Mühe, Colemans Einwilligung zu erhalten.

„Sie ſollten es mir wirklich nicht abſchlagen, Herr Doktor," ſagte er. „Ihr Name, Ihre Stellung und — wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf — Ihre ganze Erſcheinung wären mir von unendlichem Wert. Es ſind auch gewiſſe Anknüpfungspunkte zwiſchen uns vorhanden; wir haben uns beide ein etwas abgelegenes Feld in den weiten Regionen der Wiſſenſchaft erwählt!"

„Aber ich habe eine Abneigung gegen den Hypnotismus und glaube überhaupt nicht daran."

„Abneigung und Unglaube ſchließen einander aus, mein beſter Herr. Ihr Widerwille iſt, wenn ich ſo ſagen darf, ein Beweis für Ihren Glauben. Sie würden ſelbſt ein vortreffliches Medium abgeben, wenn Sie mir geſtatteten . . ."

Allein davon wollte Coleman nichts hören.

„Unter keiner Bedingung," rief er ärgerlich, „würde ich mich zu ſolchem Mummenſchanz hergeben."

Es gelang dem Signor jedoch, ſeinen Zorn geſchickt

zu beſänftigen, und als er Coleman verließ, nahm er ſein Verſprechen mit, daß er Vorſitzender des Komitees ſein wolle, unter der Bedingung, daß der Signor keinerlei hypnotiſche Experimente mit ſeiner Perſon machen werde.

Am nämlichen Abend überraſchte Bill Pluck den Signor durch einen Vorſchlag.

„Könnten Sie nicht etwas neues Geiſtermaterial brauchen, Herr?"

„Was ſoll ich brauchen?" fragte Signor Montifero, der ihn nicht verſtand.

„Wenn's Ihnen recht wäre, hätte ich nämlich nichts dagegen, daß Sie's mit mir verſuchten. Ich kenn' mich ſchon darin aus und bin wie dazu geſchaffen."

„Soll das ſo viel heißen, daß Sie ſich zum Medium hergeben würden?"

„Jawohl, und ich will meine Sache gut machen. Die Leute kennen mich auch, das iſt um ſo beſſer."

Signor Montifero willigte mit Vergnügen ein. In der Regel brachte er ſeine Medien mit, die ſo gut geſchult und voller Mesmerismus waren, daß er ſich auf ſie verlaſſen konnte. Dann und wann glückte es ihm zwar auch, unter der Zuhörerſchaft eine beſonders empfängliche Perſönlichkeit zu entdecken, doch fand er es im allgemeinen zweckmäßig, bezahlte Medien zu ſeiner Verfügung zu haben. Er mußte aber hohen Lohn zahlen, denn ſeine Leute ergriffen jede Gelegenheit, um ihm klar zu machen, daß, wenn ſie ſich mit Nadeln ſtechen ließen, ohne zu ſchreien, wenn ſie Talglichter äßen, als wären es Zuckerſtengel, und ſich wie Schafsköpfe im ganzen Saal herumführen ließen, die Bezahlung auch damit im Einklang ſtehen müſſe. Außerdem waren dieſe angeſtellten Medien im Bezirk fremd und ihr Auftreten wurde nicht als ein Beweis ihrer uneigennützigen Hingabe für die Wiſſenſchaft angeſehen.

Bill Pluck nahm freilich auch nicht beſonders für ſich ein; doch war er wenigſtens eine wohlbekannte Perſönlichkeit. Deshalb verſprach ihm der Signor gern einen Schilling und eine Flaſche Bier für jeden Abend, an dem er ſich einfinden würde. Seine Mitwirkung beſchränkte ſich jedoch in der Folge auf ein einmaliges Auftreten.

An jenem erſten Abend war der Zuſchauerraum reichlich beſetzt, ſogar die Zwei-Schilling-Plätze mit den feuerroten Polſtern waren nicht leer geblieben; auf den Ein-Schilling-Plätzen ſah man eine ſtattliche Verſammlung, und wo der Eintritt einen halben Schilling koſtete, war es gedrängt voll.

Auf der Bühne ſaß das Aufſichtskomitee um einen runden Tiſch, über alle hinausragend Doktor Colemans Geſtalt. Dem Tiſch gegenüber waren die kläglich dreinſchauenden Medien alle in einer Reihe aufgeſtellt. Bill Pluck, der zuletzt ſtand, ſo daß er vom ganzen Saal aus gut geſehen werden konnte, war bald die Zielſcheibe für allerlei Späße aus dem Publikum. Der Signor begann die Vorſtellung ſtets mit ſeinen eigenen Medien. Waren die Zuſchauer erſt geneigt, an dieſe zu glauben, ſo hatte er im übrigen leichtes Spiel; wenn die Menge gleichgültig bleibt, hat der Hypnotiſeur kein Glück. Die hergebrachten Kunſtſtücke gingen denn auch an dieſem Abend unter allgemeinem Gelächter und Beifallklatſchen von ſtatten. Die Medien thaten, was ihnen befohlen wurde, gehorſam auf den erſten Wink: ſie keuchten in drückender Hitze, ſchüttelten ſich vor Kälte, ſuchten nach eingebildeten Goldſtücken auf der ganzen Bühne herum, aßen Talglichter mit höchſtem Behagen, ließen ſich Nadelſtiche beibringen, ohne das geringſte Gefühl zu zeigen, und verbrannten ſich mit großer Naturwahrheit in kaltem Waſſer. Wenn ſie mitten in ſolcher lächerlichen Handlung plötzlich aufgeweckt wurden,

malte sich auf ihren Gesichtern der ordnungsmäßige Ausdruck von Staunen und Entsetzen, der jedesmal lautes Gelächter hervorrief.

Als Bill Pluck zuletzt an die Reihe kam, erhob sich ein wahrer Beifallssturm; mehrere seiner Kumpane im Hintergrund versuchten sogar einen Lobgesang anzustimmen. Er ließ sich willenlos auf die Bühne führen, wo ein Stuhl für ihn bereit stand und das Licht voll auf sein Gesicht fiel, so daß er sowohl vom Komitee, als im ganzen Zuschauerraum deutlich gesehen werden konnte. Doktor Coleman beobachtete ihn mit besonderer Aufmerksamkeit. Auch ein junger Mann, der mit ihm auf der Bühne saß, ohne zum Komitee zu gehören, verriet ein lebhaftes Interesse. Er mochte wohl Berichterstatter sein, denn sobald Bill Pluck aufgerufen wurde, zog er sein Notizbuch heraus und begann gleich darauf eifrig zu stenographieren. —

Signor Montifero befahl seinem Medium, den Blick fest auf den Drehspiegel zu heften, wodurch er betäubt und in den magnetischen Schlaf versetzt werden sollte.

Einige Minuten lang starrte der Mann mit ausdruckslosem Blick auf einen Punkt hin, wie ihm gesagt worden war. Dann fielen ihm die Augenlider zu und er begann tief und regelmäßig zu atmen.

Ein Schauer durchrieselte die Versammlung beim Anblick des Schläfers. Die rohen Züge des Mannes waren plötzlich wie verklärt vor Staunen und Entzücken. Doktor Coleman, der ihn am genauesten kannte und am aufmerksamsten beobachtete, kam er auf einmal wie völlig verwandelt vor. Selbst Signor Montifero schien verwundert über die Wirkung, die er hervorgebracht hatte.

„O, o, o!“ rief jetzt der Hypnotisierte in förmlicher Verzückung — „wie schön, wie wundervoll!“

Seine Stimme hatte einen hohlen Klang, als käme sie

aus weiter Ferne; sie glich seiner eigenen nicht im mindesten, war aber selbst in der äußersten Ecke des Saales vernehmbar, in welchem die tiefste Stille herrschte.

Der Signor beeilte sich, seinen Vorteil auszunutzen. Endlich hatte er einmal einen Menschen wirklich hypnotisiert.

„Was ist wundervoll?“ fragte er. „Was siehst du?“

„Den Khubla-Khan-Rubin,“ lautete die Antwort in demselben hohlen Tonfall.

Bei der Erwähnung des kostbaren Edelsteins, dessen geheimnisvolles Verschwinden die Gemüter schon seit sechs Wochen beschäftigte, steigerte sich die allgemeine Aufregung noch.

Sämtliche Komiteemitglieder starrten nach dem Sprecher hin, von dem Doktor Coleman kein Auge verwandte. Der junge Berichterstatter schrieb mit Windeseile.

„Wo siehst du den Khubla-Rubin?“ fragte der Signor, bemüht, seiner Stimme einen festen Klang zu geben.

„Im Schaufenster des Juweliers Bolas in der Bondstraße. Seht nur, wie sein rotes Licht sprüht. Viel Volks umsteht das Fenster. Schaut, jetzt drängen sich zwei Männer durch die Menge.“

„Kannst du sagen, wer es ist?“

„Ja — ja! Einer von ihnen ist Don Coloso, der moderne Atlas — ich erkenne ihn nach den Photographieen. Der andre ist Jules Hernandes, der schmächtige Mann, mit dem er seine Kraftproben zu machen pflegt.“

Abermals geht ein Schauer durch den ganzen Saal, denn Don Coloso und sein Gefährte waren seit dem Abend nach dem kecken Raube verschwunden.

„Ja, ich erkenne ihn,“ fuhr der Schläfer auf dem Stuhle fort, „trotzdem er die krause schwarze Perücke und den Bart abgelegt hat, den er auf der Bühne trägt. Der Mann, der ihm den Arm gibt, hat schwarzes Haar und

eine dunkle Hautfarbe. Den kenne ich auch. Seht, wie ſie ſich mit Gewalt durchdrängen. Kein Wunder, daß die Leute in Zorn geraten. Don Coloſo wirft ſie nach rechts und links, als wär's ein Kegelſpiel. O, o! —"

„Was ſiehſt du jetzt?"

„Jetzt ſchlägt er mit ſeinem Spazierſtock um ſich. Er hat die dicke Fenſterſcheibe zertrümmert, als wär's ein Blatt Papier. Das Drahtgitter zerreißt er, wie ein Spinnweb. Seht, der kleine Mann hat ſich des Rubins bemächtigt und ſchlüpft damit wie ein Wieſel durch die Menge. Nun bricht ſich die Polizei Bahn. Man hält Don Coloſo feſt; er wird hierhin und dorthin geſtoßen und läßt ſich abführen wie ein Lamm."

„Folgſt du ihnen?"

„Ich folge ihnen. Sie biegen zuſammen in eine ſtille Straße ein. Don Coloſo wirft einen Blick über ſeine Schulter. Die Straße iſt menſchenleer. Im nächſten Augenblick hat er mit jeder Hand einen Poliziſten gepackt; ſie leiſten ohnmächtigen Widerſtand, er ſchlägt ihre Köpfe aneinander und ſchleudert ſie weit von ſich in den Graben. Wie ein Blitz ſchießt er davon. Jetzt iſt er verſchwunden."

Die Zuhörer können ihre Aufregung kaum mehr bezähmen. Doch liegt ſo viel tragiſche Wirklichkeit in den Offenbarungen des Mediums, daß alle wie von einem Zauberbann gehalten werden. Signor Montifero zeigt ſich ſeiner Aufgabe gewachſen.

„Folgſt du ihm noch immer?"

„Nein, er iſt fort; ich kann ihm nicht folgen," tönt es wie aus der Ferne.

„Schau wieder hin. Siehſt du ihn jetzt?"

„Nur undeutlich. Er ſcheint im Dunkeln auf jemand zu warten, der nicht kommt. Er ballt die Fäuſte und knirſcht mit den Zähnen. Er verſchwindet. Nun ſehe ich

ihn wieder, auf dem Bahnhof von Euſton. Er hat eine ſchwarze Reiſetaſche in der Hand und beobachtet den ſchmächtigen Mann, der den Rubin geſtohlen hat. Don Coloſo redet ihn nicht an. Der andre löſt eine Fahrkarte. Don Coloſo löſt auch ein Billet. Der ſchmächtige Mann ſteigt in einen Wagen erſter Klaſſe, dicht an der Lokomotive. Don Coloſo ſteigt in den letzten Wagen am Ende des langen Zuges. Die beiden Männer ſind ſehr weit voneinander entfernt. Der Zug fährt ab."

„Folgſt du noch?"

„Ich folge. Wir halten in Rugby. Die Station iſt mir wohl bekannt. Das Ende des langen Zuges reicht über den Bahnſteig in die dunkle Nacht hinaus. Der ſchmächtige Mann bleibt auf ſeinem Platz ſitzen, aber aus dem letzten Wagen des Zuges gleitet ein Schatten. Wie geräuſchlos er ſich fortbewegt. Jetzt iſt er hinter dem Zug auf den Schienen. Er bindet ſeinen Reiſeſack am Puffer mit einem Strick feſt, zieht die Stiefel aus und ſteckt ſie in den Sack. Wie eine Katze klettert er aufs Dach des Wagens und fährt ſo in die Nacht hinaus."

„Sieh, was er thut."

„Er kriecht oben am Rande des dahinſauſenden Zugs weiter und zählt die Lampen in den Wagen. Jetzt iſt er dicht an der Lokomotive. Er hebt die Lampe heraus, die an der Decke hängt, und verſucht, ſie auf das abſchüſſige Dach zu ſtellen. Aber ſie fällt krachend neben die Schienen hinunter; ich höre ihn einen leiſen Fluch ausſtoßen. Dann bringt er eine Taſchenlampe zum Vorſchein, zündet ſie mit einem Streichholz an und läßt das Licht durch die Oeffnung in der Decke fallen. Unten im Wagen liegt ein Mann in ruhigem Schlaf. Das elektriſche Licht wirft einen grellen Schein auf ihn. Es iſt der ſchmächtige Mann, der den Rubin geſtohlen hat.

„Die Augen, die auf ihn hinabschauen, funkeln unheimlich, und über die dünnen Lippen stiehlt sich ein gräßlicher Freudenlaut, wie ihn das Raubtier ausstößt, während es seine Beute verzehrt. Abermals streicht der Mann auf dem Dache ein Zündholz an, läßt es hell aufflammen, zielt einen Augenblick genau und wirft es dann hinunter auf den Schläfer. Man hört es zischen; es riecht nach verbrannter Wolle. Mit einem Schmerzensschrei ist der Schläfer emporgesprungen; aber der Laut erstirbt ihm auf den Lippen. Eine würgende Schlinge hat sich ihm um den Hals gelegt; mit Riesenkraft wird er nach oben gezogen, so daß seine Füße den Boden des Wagens nicht mehr berühren. Der Todeskampf dauert nicht lange; dann hängt der Körper leblos in der Schlinge. Ein starker Arm fährt durch die Oeffnung, packt den Leichnam und scheint gierig nach etwas zu suchen. Jetzt läßt sich wieder das leise Freudengeheul hören; die Hand zieht ein kleines Päckchen aus der inneren Brusttasche des Toten und bringt es in Sicherheit.

„Nun kommt ein Revolver zum Vorschein. Es blitzt, es kracht! — eine Kugel trifft den Toten, eine zweite Kugel bohrt ein Loch durch die Fensterscheibe. Jetzt wird die Schlinge vom Halse des Opfers gelöst, und die Leiche fällt mit dem Gesichte nach oben auf den Boden des Wagens zurück. Auch die Lampe und der Revolver werden hinuntergeschleudert. Dann kriecht der Mörder auf Händen und Füßen am Rande des schwankenden Zuges zurück. Ein Fluch und ein Schmerzenslaut! — er hat sich einen zerbrochenen Nagel, der im Wagendach steckte, durch den Strumpf in den Fuß getreten. Ein grauer Wollfaden aus dem Strumpfe bleibt an dem Nagel hängen. Der Faden ist mit Blut getränkt. Das kann der Mann in der Dunkelheit nicht sehen. Aber ich sehe es.

„Er hinkt weiter und brummt zornig vor sich hin. Im fünften Coupé hebt er die Lampe aus, kriecht zurück und hängt sie in die Oeffnung des Coupés, in dem der Tote liegt. Dann kriecht er wieder bis ans Ende des Zugs und stöhnt dabei noch immer vor Schmerz. Fünf Minuten später fängt der Zug an langsamer zu fahren; ein schriller Pfiff! — er kommt schnaubend in den Bahnhof von Crewe gerasselt. Nun steigt der Mörder auf die Schienen herunter, schneidet den Reisesack vom Puffer ab, zwängt seine Stiefel an ohne Rücksicht auf den schmerzenden, blutüberströmten Fuß. Gleich darauf geht er hinkend an dem Billetabnehmer vorbei."

Das Entsetzen der Zuhörer hat jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Es herrscht Totenstille im Saal.

Signor Montifero ist bleich bis an die Lippen; seine Stimme zittert. „Siehst du ihn noch?" stammelte er.

„Ich sehe ihn auf dem Bahnhof in Crewe. Er löst eine Fahrkarte nach Liverpool. Er ist hier in der Stadt; hier im Saal. Ich sehe, ich sehe ihn!"

Es lag Grauen und Entsetzen in den Worten; auch die Zuhörer wurden davon ergriffen.

In dem Augenblick erklang ein Schrei, so voller Furcht und Gewissensangst, daß allen der Atem stockte.

Doktor Coleman war mit aschfahlem Gesichte auf seinem Stuhle zusammengesunken; seine Lippen zuckten, seine Augen schauten gespenstig ins Leere.

„Genug, genug!" schrie er mit aller Kraft seiner Lunge. „Der Teufel ist noch stärker als ich. Er bleibt Sieger. Was glotzt ihr mich so an, ihr verfluchten Narren! Ja, ich bin der Mörder. Jules Hernandes hatte mich betrogen — hört ihr es? Ich habe ihn erwürgt, den Verräter, doch ich bereue die That nicht!"

Ehe noch irgend jemand acht auf ihn gab, war der

Hypnotiſierte vom Stuhl aufgeſprungen. Man hörte ein klirrendes Geräuſch, ein Schnappen; dann beugte ſich ein ernſtes, ruhiges Geſicht zu Doktor Coleman nieder und eine Stimme ſagte: „Ich verhafte Sie, Don Coloſo, alias Doktor Coleman, als ſchuldig der vorſätzlichen Ermordung des Jules Hernandes. Sie brauchen keinerlei Ausſagen zu machen; aber alles, was Sie etwa ausſagen, kann als Beweismittel gegen Sie dienen.“

Nach dem Geſichte zu urteilen, war es William Simons, der das ſprach; aber es klang wie Paul Becks Stimme.

Bei den kalten, geſchäftsmäßigen Worten verwandelte ſich Colemans fieberhafte Angſt in raſende Wut.

„In die Falle gelockt!“ ſchrie er und machte einen verzweifelten Verſuch, die Handſchellen zu zerreißen, die ihm Beck ſo geſchickt angelegt hatte.

Es war ſchrecklich, dieſe übermenſchliche Anſtrengung ſeiner Rieſenkraft zu ſehen. Der Schweiß ſtand ihm in großen Tropfen im Geſicht, die Adern auf ſeiner Stirn traten wie Stricke hervor, und die gewaltigen Muskeln der Arme ſpannten ſich und ſchwollen, als wollten ſie zerſpringen.

„Es iſt ganz vergebens,“ ſagte Beck in beſänftigendem Tone, „nur eine ganz unnütze Anſtrengung. Sie ſind einen halben Zoll dick, durch und durch von Stahl und beſonders für Sie angefertigt.“

Statt der Antwort ſchlug der Verhaftete mit voller Kraft nach dem Kopfe des Detektivs. Beck wich dem Schlage geſchickt aus, und die gefeſſelten Hände fielen wie ein Schmiedehammer auf den Tiſch nieder, der in Stücke zerbrach, während der Mann hinſtürzte und wie ein Holzklotz am Boden lag.

Beck beugte ſich hinab und löſte mit einer Handbewegung einen kleinen ſtählernen Schlüſſel von Colemans Uhrkette.

„Ergeben Sie ſich darein, Doktor," ſagte er. „Ihr Spiel iſt aus!" —

Vier Mann von der Ortspolizei ſtanden bereit, um ſich des Gefangenen zu bemächtigen, der von nun an keinerlei Widerſtand mehr leiſtete. Die Zuhörer hatten für ihr Geld genug der Aufregung gehabt; lärmend verließen ſie den Saal, um ſich draußen mit der ſtets wachſenden Menge zu vereinigen, welche die Poliziſten und den Gefangenen nach dem Bahnhof begleitete. Signor Montifero blieb allein zurück.

Indeſſen hatte ſich Beck, die Hände in ſeiner weiten abgetragenen Jacke vergrabend, ruhig nach der entgegengeſetzten Richtung entfernt. Der junge Mann mit dem Notizbuch ging neben ihm. Wenn der Detektiv auch ſeine Verkleidung und Ausſtaffierung für die Rolle noch nicht abgelegt hatte, ſo war doch eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Er war jetzt nicht mehr Bill Pluck oder William Simons, ſondern Paul Beck wie früher.

„Haben Sie alles ſchwarz auf weiß, Perkins?" fragte er ſeinen Gefährten.

„Jedes Wort, die Geſchichte, das Geſtändnis und alles Uebrige. Was Sie wieder für Glück gehabt haben, Beck. Wahrhaftig, diesmal iſt Ihnen der richtige Mann ins Garn gegangen. Sie haben aber auch alle Minen ſpringen laſſen dort im Saal. Wäre ich nicht eingeweiht geweſen, ich hätte Sie nun und nimmer erkannt, ſo wahr ich lebe."

„Ja, ſehen Sie," ſagte Beck, wie entſchuldigend, „ich habe immer ſo etwas vom Schauſpieler an mir gehabt. Es iſt mir angeboren."

„Die Geſchichte mit dem Raub und Mord war wohl ganz aus der Luft gegriffen?"

„Ich bitte Sie, Perkins, wie können Sie das nur für

möglich halten? Glauben Sie, es hätte ihn so erschüttert, wenn es meine Erfindung wäre? Alles hatte sich so zugetragen."

„Aber woher zum Kuckuck konnten Sie es wissen? Haben Sie es etwa mit angesehen?"

„Das nicht gerade," gestand Beck. „Aber wenn ich eine Fußspur im Schmutz sehe, so nehme ich an, daß jemand vorbeigegangen ist. Ebenso einfach lag diese Sache für mich gleich von Anfang an."

Bei diesen Worten zog er die winzige Schlinge hervor, die er damals aus dem grauen Wollfaden gemacht hatte. „Als ich Ihnen sagte, ich wollte den stärksten Mann in England damit aufknüpfen, lachten Sie mich aus. Und es ist doch wahr geworden."

„Aber der Rubin, alter Junge! Den haben Sie doch noch nicht gefunden. Wenn ich nur wüßte, wo er ist."

„Das werden Sie bald genug erfahren, wenn Sie mit mir nach Doktor Colemans Behausung kommen wollen," versetzte Beck. „Ich weiß es schon seit einiger Zeit. Mein erster Versuch, seiner habhaft zu werden, wäre fast übel für mich abgelaufen, aber dem Doktor war ebensoviel oder noch mehr daran gelegen wie mir, jedes Aufsehen zu vermeiden. Damals hatte ich den Schlüssel noch nicht. Jetzt habe ich ihn."

„Aber wo ist denn der Rubin jetzt?"

„Der Khubla-Khan-Rubin," sagte Beck feierlich, „dessen Wert eine halbe Million beträgt und für den eine Belohnung von fünftausend Pfund ausgeschrieben ist, liegt in dem eisernen Geldschrank, der in einer Ecke von Doktor Colemans Wohnzimmer steht, wenn ich nicht sehr irre."

Aber Beck irrte sich ganz und gar nicht.

Nur ein Haar.

Als Beck die breiten Steinstufen zum Haupteingang von Holmhurst, dem stattlichen Landsitz des Herzogs von Southern, hinaufstieg, eilten zwei Männer hastig an ihm vorüber. Der eine war groß und schlank, und sein kluges Gesicht kam Beck bekannt vor; der andre hinkte ein wenig, er war kleiner, von untersetzter Statur und hatte ein unbedeutendes Aeußeres. Im Vorbeigehen hörte Beck noch ein Stück ihrer Unterhaltung.

„Die Lösung, zu der ich gekommen bin, ist die einzig mögliche logisch-wissenschaftliche Folgerung; wenn der Herzog nur begreifen wollte ..."

Die elektrische Glocke ertönte. Ein betreßter Diener erschien und führte Beck geradeaus, durch die mit Erinnerungszeichen vieler Jahrhunderte geschmückte Halle, nach dem Privatgemach des Herzogs, dem Bibliothekzimmer, wo dieser zu arbeiten pflegte. Der Herzog schritt gleich einem pflichttreuen Wachtposten in dem Raum hin und her, immer auf demselben Streifen des Teppichs. Er war ein hübscher stattlicher Vierziger mit breiten Schultern und einem wohlwollenden Gesicht, das man gerne anschaute. Doch jetzt lag eine Wolke von Unruhe und Verdruß in den freundlichen Zügen. In seiner inneren Aufregung hörte der

Herzog weder die Meldung des Dieners, noch bemerkte er, daß Beck leiſe das Zimmer betrat, ſondern ſetzte ſeinen ruheloſen Marſch fort, wobei er fortwährend vor ſich hinmurmelte.

Beck ſank geräuſchlos in einen großen Lederſeſſel und wartete. Zugleich beobachtete er aber die Geſtalt, die wenige Fuß entfernt, raſtlos an ihm vorüberſchritt, mit ſcharfen Blicken.

Endlich fielen die Augen des Herzogs aber doch auf den geduldig daſitzenden Geheimpoliziſten. Er blieb mitten in ſeinem Laufe ſtehen und ſtarrte den fremden Eindringling mit ärgerlichem Erſtaunen an.

„Verzeihung, mein Herr," ſagte er, „ich habe nicht das Vergnügen — darf ich fragen, — wer —"

„O! — Mein Name iſt Beck. Sie haben nach mir telegraphiert."

„Herr Beck, der berühmte Detektiv?" fragte der Herzog, indem er höflich bemüht war, ſeine Verwunderung über die äußere Erſcheinung des Mannes zu verbergen.

Beck wehrte die ſchmeichelhafte Anrede mit einer Bewegung ſeiner großen Hand ab.

„Ich werde mein Beſtes thun," ſagte er beſcheiden, „und die Leute meinen, ich hätte meiſt Glück. Worin kann ich Ihnen dienen, Herr Herzog?"

„Sie können mir aus dem größten Wirrſal meines Lebens helfen. Noch vor einer halben Stunde war mir die ganze Geſchichte ziemlich gleichgültig — ausgenommen, natürlich, um ihretwillen. Aber nun — ſind Ihnen vor dem Hauſe nicht zwei Männer begegnet?"

„Jawohl, dicht am Eingang."

„Den größeren werden Sie wohl erkannt haben!"

„Allerdings kamen mir ſeine Züge bekannt vor."

„Wie ſollten Sie auch das Geſicht des berühmten

Detektivs Murdoch Rose nicht kennen. Er hat gegen den Beinamen ‚der Berühmte' nichts einzuwenden. Ich hatte gehofft, Sie würden diesen Fall mit ihm zusammen behandeln. Aber er ist im Zorn fortgegangen und hat mich in noch viel größerem Aerger zurückgelassen."

„Daraus wäre doch nichts geworden," warf Beck ruhig ein. „Murdoch Rose kann mich nicht leiden. Er nennt mich eine alte Schlafmütze, wie man mir sagt, und meint, in meinen Dickschädel könnten die Lehren der Wissenschaft nicht eindringen. — Was hat ihn denn aber so über Hals und Kopf von dannen getrieben?"

Der Herzog wurde rot und murmelte ein Schimpfwort zwischen den Zähnen, wie der gewöhnlichste Mann aus dem Volke.

„Ich möchte es lieber gar nicht sagen, wenn Sie nicht darauf bestehen. — Es empört mich, nur daran zu denken."

Beck fuhr jedoch fort, ihn mit fragendem Blick anzusehen.

„Nun gut," rief der Herzog, „ich füge mich ins Unvermeidliche und will Ihnen alles sagen, als wäre ich Katholik und Sie mein Beichtvater. Aber es ist wirklich abgeschmackt; Sie werden es kaum für möglich halten. Als Herr Rose alle Thatsachen gehört hatte, verlangte er, mich allein zu sprechen, und teilte mir mit, er sei überzeugt, daß meine Frau selbst den Opal gestohlen habe. Ich nahm meine ganze Kraft zusammen, um während der Unterredung ruhig zu bleiben — es gelang mir auch wunderbar, das kann ich Sie versichern. Alles, was ich sagte, war: ‚Herr Rose, das ist verrückt; es ist der reinste Unsinn.'

„‚Unsinn' — meinte er — ‚ist oft nur ein andrer Name für das Ergebnis der strengen Vernunft.'

„‚Aber es liegt ja nicht der Schatten eines Beweggrundes vor.'

„‚Wo wir Thatsachen haben, brauchen wir nicht nach Gründen zu suchen.‘

„‚Die Sache ist einfach lächerlich, ein Ding der Unmöglichkeit.‘

„‚Der Schein der Unmöglichkeit muß der Wahrheit weichen.‘ — Natürlich waren wir nun geschiedene Leute. Ich benahm mich so höflich, als ich konnte. — Das wird freilich, fürchte ich, nicht weit her gewesen sein — denn er schritt gehobenen Hauptes davon. Wie aber, wenn er seine Ansicht unter die Leute bringt? — Sie können sich denken, daß ich vor Ungeduld brenne, dem Vorfall auf den Grund zu kommen — ehe es —“

„Darf ich hineinkommen?“

Das sprach eine sehr wohllautende Frauenstimme. Und ohne die Antwort abzuwarten, glitt eine jugendliche Erscheinung ins Zimmer. Die Dame mochte kaum zwanzig Jahre zählen und war leicht und anmutig wie ein junges Reh. Ihr Kleid von dunkelblauer Seide schillerte und leuchtete im wechselnden Licht wie ein klarer See bei Sonnenschein und Wolkenschatten. Diamanten funkelten an ihrem weißen Halse und in ihrem dunkeln Haar. Die Frau Herzogin war eine Amerikanerin.

„Kein Wort vor ihr,“ flüsterte der Herzog hastig bei ihrem Eintritt; dann sagte er laut: „Herr Beck, dies ist meine Frau!“

Freimütig reichte sie dem Geheimpolizisten ihre kleine Hand hin, und die dunkeln Augen hießen ihn lächelnd willkommen.

„Wie froh ich bin, daß Sie hier sind! Ich habe durch meine Freundin Lily Harcourt schon von Ihnen gehört — erinnern Sie sich, der Fall mit den Diamanten? — und ich habe den Herzog gebeten, nach Ihnen zu telegraphieren. Ich weiß, Sie werden gleich herausbringen, wer meinen

Opal geſtohlen hat. O, ſolch ein Schatz, Herr Beck; Sie können ſich nichts Schöneres vorſtellen! Groß wie eine Walnuß — ja wirklich, Reginald — wie eine kleine Walnuß. Es gibt auch in der ganzen Welt keinen ſolchen Opal mehr; ſelbſt die Königin, und wenn ſie es noch ſo ſehr wünſchte, könnte ſich keinen verſchaffen. War es nicht eine Luſt, ihn nur anzuſchauen? Alle Glut und alle Farben des Sonnenuntergangs waren darin verborgen. — Ich bin freilich ſelbſt ſchuld, daß er verloren iſt, das weiß ich nur zu gut; denn ich beſtand darauf, ihn hier zu tragen. Aber nicht wahr, Herr Beck, Sie finden ihn mir ſo bald wie möglich? Haben Sie doch Lilys Diamanten einen Tag, nachdem ſie geſtohlen waren, wiedergefunden — entſinnen Sie ſich noch? Aber warnen muß ich Sie vor allem, daß Sie nicht damit anfangen, Ihren Verdacht auf die falſchen Perſonen zu werfen. Mein Kammermädchen Lucy hat nichts mit dem Diebſtahl des Opals zu thun, ſo wenig als ihr Liebhaber, obgleich man ihn deshalb eingeſteckt hat. Wiſſen Sie, er hätte den Diebſtahl gar nicht begehen können, ohne daß ſie darum wüßte, und ſie iſt deſſen ganz unfähig, davon bin ich überzeugt. Wir haben als Kinder zuſammen geſpielt — Lucy und ich — als ich noch zu Hauſe war, und bei meiner Verheiratung kam ſie mit mir hierher — als meine Dienerin — das heißt, ich betrachte ſie mehr als meine Gefährtin. Sie iſt die letzte Perſon in der Welt, die auch nur daran denken könnte. ... Aber ich vergeſſe, daß Sie noch gar keine Ahnung haben, wovon ich rede; weiß ich es doch kaum ſelbſt. — Meinſt du nicht, ich ſollte Herbert holen, lieber Mann?“ wandte ſie ſich an den Herzog. „Er iſt im Billardzimmer. Gewiß kann er in ſeiner klaren, klugen Art Herrn Beck die ganze Geſchichte am beſten von Anfang an erzählen.“

Ihr Seidengewand rauſchte, ihre Juwelen blitzten und die lebhafte Dame war verſchwunden.

Herr Beck und der Herzog ſtanden mehrere Minuten lang zuſammen im großen Erkerfenſter und blickten ſchweigend auf den ſchönen Park hinaus. Der friſchgrüne Raſenteppich ſenkte ſich zum Rande eines klaren Teichs nieder, auf dem Schwäne hin und her glitten, und jenſeits des Teichs erſtreckte ſich der Grundbeſitz noch ſo weit das Auge reichte. Schöne Durchblicke mit wechſelnder Beleuchtung feſſelten den Beſchauer, und in der Ferne ſah man unter den Bogenhallen der dichtbelaubten Waldbäume das Wild flüchtigen Fußes und ſchattengleich vorbeiſchlüpfen. Der Beſitzer dieſer ganzen herrlichen Waldgegend warf jetzt einen Blick voll ſchmerzlicher Unruhe auf den Geheimpoliziſten.

„Nein," erwiderte Paul Beck auf dieſen ſtummen Hilferuf, „Sie haben vollkommen recht, Herr Herzog, der Verdacht iſt lächerlich."

„Herr Roſe behauptet, mein Wildhüter habe es nicht gethan," ſagte der Herzog, „weil die Löſung ſonſt gar zu einfach wäre, und darauf ſei kein Verlaß. Auch meine Frau beſteht darauf, daß der Menſch unſchuldig iſt, weil er der Liebhaber ihrer Zofe Lucy ſei, die ihr ſehr am Herzen liegt. Trotz alledem ſteckt Markham aber unter der Beſchuldigung des Diebſtahls im Gefängnis; noch dazu mit einem Schuß im Bein aus Herberts Revolver. Herbert iſt nämlich mein Bruder. — Aber da ſind ſie — Herbert wird Ihnen die Thatſachen aus erſter Hand berichten, ſoweit wir dieſe ſelber kennen."

Die Herzogin brachte einen Herrn von einnehmendem Aeußeren mit. Dem Herzog ähnlich, aber größer und hübſcher als ſein Bruder, trug er ſich mit militäriſchem Anſtand, denn er hatte zur Leibgarde gehört. Aus ſeinem Geſicht ſprachen Freimut und Entſchloſſenheit; die breite Stirn war von dichten krauſen Locken, in der Farbe alten Goldes mit einzelnen verſtreuten Silberfäden umrahmt.

Er ſchien wie geſchaffen, die Liebe der Frauen zu gewinnen oder der Feindſchaft der Männer zu trotzen — ein Menſch, dem weder Gewalt noch Liſt etwas anhaben konnte. Beck verſtand die Kunſt, den Charakter des Menſchen aus ſeinen Geſichtszügen zu leſen. Er ſchien vom erſten Augenblick an ſehr für Herbert Selwyn eingenommen zu ſein. Ein verhaltenes Lächeln zuckte um Herberts hübſchen Mund, als die Herzogin ihn dem gleichmütigen Herrn Beck vorſtellte; doch ließ ſeine Höflichkeit dem Geheimpoliziſten gegenüber durchaus nichts zu wünſchen übrig.

„Nun erzähle ihm die ganze Begebenheit," drängte die Herzogin ungeduldig.

„Sie haben ohne Zweifel von dem großen indiſchen Opal gehört, Herr Beck," begann Herbert Selwyn mit militäriſcher Genauigkeit. „Er war ein Erbſtück in unſrer Familie ſeit den Tagen der Königin Eliſabeth und ſoll ſeinesgleichen nicht in der Welt haben. Bei dem Jubiläum der Königin bot der Rajah von Mangapore meinem Bruder eine Viertelmillion Pfund dafür. Dieſe ſchwarzen Kerle verſtehen ſolche Dinge nicht, ſie denken, mit Geld könne man alles kaufen. Ihnen gibt das aber kaum einen annähernden Begriff vom Wert des Edelſteins. Bis zur Vermählung meines Bruders wurde der Opal im feuerfeſten Gewölbe der Bank verwahrt; aber Ethel — ich meine die Frau Herzogin — hatte natürlicherweiſe den Wunſch, ihn zu tragen. Sie ließ daher einen eiſernen Schrank in die Wand ihres Toilettenzimmers hinter der Tapete einfügen, deſſen Schlüſſel ſie Tag und Nacht bei ſich trug.

„Dies iſt der Schlüſſel," unterbrach die junge Frau den Bericht, indem ſie Herrn Beck einen kleinen, glatten Stahlſchlüſſel mit ſehr künſtlichem Bart übergab, den er genau unterſuchte.

„Zufällig liegt mein Ankleidezimmer neben demjenigen

meiner Schwägerin," fuhr Herbert fort. „Während ich mich geſtern abend zur Tafel ankleidete, glaubte ich — ich habe nämlich ein ſehr ſcharfes Gehör — flüſternde Stimmen im Zimmer der Herzogin zu hören, die ich ſoeben erſt im Salon verlaſſen hatte. Natürlich wurde ich mißtrauiſch. Ich nahm einen Revolver vom Tiſch, zog meine Stiefel aus und ſchlich ſachte an die Thür des Nebenzimmers. Drinnen ſprach richtig eine Männerſtimme. Nun öffnete ich die Thür ſo leiſe ich konnte und ſah, daß die Kerzen brannten. Der Mann ſtand, mir den Rücken kehrend, dicht bei der Ecke, wo ſich, wie man mir geſagt hatte, der eiſerne Schrank befindet. Das Mädchen ſtand der Thür gegenüber und kreiſchte auf, als ſie mich ſah, worauf der Mann zum offenen Fenſter ſtürzte, das wenigſtens zwanzig Fuß hoch über dem Boden iſt, und hinabſprang. Als er um einen Rhododendronbuſch bog, ſchickte ich ihm eine Kugel nach, die ihm durch die Wade ging. Unterdeſſen war das Frauenzimmer ſchon durch die Thür entflohen. Natürlich folgte ich ihr, um das Haus zu alarmieren; da traf ich auf der Treppe mit meiner Schwägerin zuſammen, die, durch den Schuß erſchreckt, herbeieilte.

„‚Biſt du verletzt?' rief ſie.

„‚Ich fürchte, es iſt niemand verletzt,' antwortete ich, ‚der Kerl iſt entwiſcht.' Ich wußte damals noch nicht, daß ich ihn getroffen hatte.

„‚Ein Einbrecher!' rief ſie. ‚O, mein Opal!' Wahrhaftig! Bis zu dem Augenblick war mir der Opal gar nicht einmal eingefallen.

„Wir gingen ſogleich zuſammen in ihr Zimmer zurück. Der Schrank war offen und der Schlüſſel im Schloß. Alle andern Juwelen — einige von großem Wert — waren unberührt, aber der Opal war fort."

„Und der Mann?"

„Es stellte sich heraus, daß es des Herzogs erster Wildhüter, Namens William Markham, war. Er meldete sich selbst, dabei blutete er wie ein gestochenes Schwein; aber er beteuerte seine Unschuld. Natürlich hatte er den Opal nicht. Man verband seine Wunde und dann wurde er ins Gefängnis gebracht."

„Und das Mädchen?"

„War Lucy, mein Kammermädchen," fiel die Herzogin ein; „sie kam weinend zu mir und erzählte mir alles. Sie ist das beste Geschöpf von der Welt. Du entsinnst dich doch, Reginald, wie sie voriges Jahr unsern kleinen Archie gepflegt hat, als man meinte, er habe Diphtheritis, so daß alle sich vor Ansteckung fürchteten und ich nicht zu ihm durfte. Er liebt die gute Lucy — nach mir — glaub' ich mehr als sonst jemand in der Welt. Sie war in meinem Zimmer, Herr Beck, als ich es gestern verließ, nachdem sie mich angekleidet hatte, und die Lichter brannten noch. Es scheint, daß Markham, der ihr Liebster ist, sie am Fenster gesehen hat und hinaufgestiegen ist. Aber sie schwört, daß keins von ihnen an den Opal auch nur gedacht habe, und ich glaube wirklich —"

„Herr Beck braucht nur Thatsachen, Ethel," unterbrach sie ihr Eheherr lächelnd; „die Schlußfolgerung kann er selber ziehen."

„Darf ich das Toilettenzimmer einmal sehen?" fragte Beck.

„Gewiß."

„Und auch das Kammermädchen?"

„Ich werde sie Ihnen sogleich schicken."

Beck hatte kaum Zeit, einen prüfenden Blick in dem Zimmer umherzuwerfen, dessen Wände mit hellblauer Seide bedeckt waren, als er ein schüchternes Klopfen an der Thür vernahm.

„Herein!" rief er, worauf ein hübsches junges Mädchen

eintrat. Ihre Augen waren rotgeweint und ſie zitterte an allen Gliedern, ſo daß ſie ſich kaum aufrecht halten konnte; doch ſah ſie unſchuldig und ehrlich aus.

„Setze dich, mein Kind," ſagte Beck wohlwollend, „und erzähle, wie ſich alles zugetragen hat."

„Es iſt allein meine Schuld," ſtieß ſie ſchluchzend hervor. „Nun iſt der Willy verwundet und man wird ihn vor Gericht bringen, am Ende vielleicht gar hängen, und er iſt doch ſo unſchuldig, wie ein neugeborenes Kind!"

„Es war alles deine Schuld? Was war denn deine Schuld, liebes Kind?" fragte Beck beſchwichtigend. Aus den braunen Augen, die in Thränen ſchwammen, traf ihn ein empörter Blick.

„Der Opal war's nicht!" rief ſie. „Wir haben ihn nicht angerührt, wenn Sie das etwa meinen. Der Willy kam wahrhaftig nicht wegen des Opals — er kam — ich ſagte ihm ja gleich, er müſſe wieder gehen, aber er wollte durchaus nicht, bis ich ihm — nicht eine halbe Minute iſt er überhaupt dageweſen, und keines von uns hat an den Opal gedacht, bis Herr Herbert plötzlich mit ſeiner Piſtole hereinſtürzte und ihn geſchoſſen hat. Sie ſind von der Polizei, wie ich höre," ſchloß ſie ganz demütig; „Sie werden gewiß alles aufbieten, um Willy zu retten, nicht wahr?"

„Ihn zu retten, liebes Kind, wenn er unſchuldig iſt, und ihn einzuſperren, wenn er's nicht iſt."

„O, mehr will ich gar nicht!" antwortete das Mädchen voll Dankbarkeit; „ich weiß, daß er an der ſchlechten Geſchichte weder in Gedanken, noch mit der That irgendwie beteiligt iſt."

„Jetzt möchte ich nur ein paar Fragen ganz ehrlich und der Wahrheit gemäß von dir beantwortet haben. — Weißt du, wo deine Gebieterin den Schlüſſel zum Juwelenſchrank zu tragen pflegt?"

„Sie trägt ihn gewöhnlich an einer kleinen goldenen Kette um den Hals und verbirgt ihn im Kleide.“

„Kannst du dich entsinnen, ob sie ihn gestern abend trug?“

„Jawohl. Sie kleidete sich zeitig zu Tische an und ich sah die Kette an ihrem Halse und den Schlüssel an der Kette, ehe sie in den Salon hinunterging.“

„Nicht wahr, du kanntest die ganze Einrichtung des Schrankes?“

„Versteht sich.“

„Und du wußtest, daß der Opal darin war?“

Sie hielt einen Augenblick inne und sah ihm mit ihren ehrlichen braunen Augen gerade ins Gesicht.

„Wenn Sie meinen, daß ich den Schlüssel an mich gebracht und den Opal gestohlen haben könnte — das wäre für mich zu jeder Stunde des Tags oder der Nacht ein Leichtes gewesen — dazu brauchte ich den Willy nicht. Aber ich hab's nicht gethan, und der Willy hat's auch nicht gethan, wenn er auch deshalb eingesperrt ist. Wir wünschen nichts sehnlicher, als daß Sie die Wahrheit herausbringen; dann wollen wir beide für Sie beten, bis an unser Lebensende.“

„Ich werde mir alle Mühe geben, mein Kind,“ sagte Beck, sehr wohlwollend. „Die Wahrheit ist auf des Brunnens Grund — sagen die Leute — und das Wasser ist öfters etwas trübe; aber ich werde sie herausfischen. Willst du nun der Frau Herzogin sagen, daß ich sie gerne ein paar Minuten sprechen möchte, wenn sie die Güte haben wollte.“

„Ich werde jemand zu ihr schicken. Solange diese Schande auf mir lastet, kann ich ihr nicht unter die Augen treten.“ —

„Nun, Herr Beck, was sagen Sie jetzt?“ rief die junge

Frau in lebhafter Erregung, als handelte es ſich um ein Rätſel, deſſen Löſung man auf der Stelle finden oder von vornherein aufgeben müſſe.

„O, ich ſage gar nichts," erwiderte Beck gleichgültig.

„Aber Sie haben mich doch rufen laſſen; Sie wollten mir doch etwas ſagen?"

„Nein — etwas fragen möchte ich Sie, Frau Herzogin. Haben Sie den Schlüſſel vom Juwelenſchrank, den Sie mir vorhin zeigten?"

„Hier iſt er."

Beck unterſuchte die Kette genau. Sie war an einer Stelle mit einem ſcharfen Inſtrument durchſchnitten.

„Sie wiſſen nicht, wann dies geſchehen iſt?"

„Das kann ich nicht ſagen. Ich vermißte den Schlüſſel nicht, bis ich ihn im Schloß des offenen Schrankes fand."

„Haben Sie ihn geſtern abend mit hinunter genommen, als Sie in den Salon gingen?"

„Ja, ſoviel ich weiß; aber ganz ſicher bin ich nicht, ich kann mich nicht genau daran erinnern."

Beck ging nun mit dem Schlüſſel in der Hand gerade auf die Ecke des Zimmers zu, wo ſich der Schrank befand.

„Woher wiſſen Sie denn, daß der Schrank dort iſt, Herr Beck?"

„Ich habe es Ihrem Kammermädchen an den Augen abgeſehen, während ſie von dem Juwelenſchrank ſprach."

Als ſich der feine Schlüſſel im Schloß drehte, wichen die eiſernen Riegel zurück und die ſchwere Thür öffnete ſich auf glatten Angeln. Der Schrank, ein Meiſterſtück der Konſtruktion, ging ins Dunkel der Wand hinein. Beck konnte ſehen, daß er aus zwei Abteilungen übereinander beſtand, die durch einen Boden aus feinem, dichtgeflochtenem Stahldraht getrennt waren. Beide Abteilungen waren mit Schmucketuis angefüllt.

„Es fehlt hier nichts außer dem Opal?“ fragte Beck.

„Nein, ſonſt nichts.“

„Wo war er? — in der unteren Abteilung?“

Die Herzogin nickte, verwundert darüber, wie er das hätte erraten können.

Beck nahm nun eine kleine elektriſche Lampe aus der Taſche, öffnete den Schieber und berührte die Feder, die ſie entzündete. Dann unterſuchte er Boden und Seitenwände des Schrankes aufs genaueſte mit einem Vergrößerungsglas, wobei er den Kopf tief in das unterſte Fach ſteckte. Als er ihn wieder zurückzog, fühlte er, daß ihn etwas am Hinterkopf kitzelte. Er wandte das Licht nach oben und entdeckte eine Anzahl feiner Stahlſpitzen, die aus dem Stahlboden hervorſtanden. Dieſe feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit derart, daß es der Herzogin auffallen mußte.

„O,“ rief ſie, „das hat nichts zu bedeuten. Den kleinen Fehler im Drahtboden habe ich ſchon von Anfang an bemerkt; das Gewebe muß an der Stelle ein wenig ſchadhaft ſein. Die Spitzen haben mich auch ſchon am Kopf geſtreift. Anfangs wollte ich es ausbeſſern laſſen, ich vergaß es aber, und ſpäter merkte ich es gar nicht mehr. Wahrſcheinlich habe ich mich gewöhnt, den Kopf zur Seite zu halten.“

Beck erwiderte kein Wort. Er ſteckte den Kopf noch einmal in das Fach und erneuerte ſeine Unterſuchung der Seiten und des Bodens mit noch größerer Sorgfalt als vorher.

„Hat außer Ihnen niemand etwas mit dem Schrank zu thun, Frau Herzogin?“ fragte er nach einer längeren Pauſe.

„Nein, Herr Beck,“ ſagte die kleine Dame, die ungeduldig wartete, bis er endlich den Kopf zum letztenmal zurückzog, und die Lampe zuſchnappen ließ.

„Ich weiß nun alles, was mir der Schrank zu ſagen hat,“ meinte Beck. „Seine Geſchichte iſt ſehr intereſſant; doch muß ich ſie einſtweilen für mich behalten.“

„Wenn dem ſo iſt und der Schrank Ihnen weiter nichts zu ſagen hat," verſetzte die Herzogin in etwas mißmutigem Ton, „ſo wird mein Gemahl ſich freuen, wenn Sie in der Bibliothek das Frühſtück mit ihm einnehmen wollen. Mich entſchuldigen Sie wohl. Mein Schwager geht mit dem Nachtzug nach London zurück, und ich habe Vorbereitungen für ſeine Abreiſe zu treffen."

Während Beck ſich das Frühſtück trefflich ſchmecken ließ, zeigte der Herzog nur wenig Appetit.

„Wie ſteht es, Herr Beck, haben Sie eine Fährte gefunden?" fragte er endlich nicht ohne Erregung. Beck ſchlürfte ſein Glas ſtarken Madeiras mit großem Behagen, dann ſagte er: „Man findet nur immer zu viele Fährten, Herr Herzog; die Schwierigkeit iſt, ſie auseinanderzuwirren."

„Könnten Sie mir nicht vom augenblicklichen Standpunkt der Angelegenheit aus erklären, was Ihre Theorie über das Verbrechen iſt?"

„In meinem Leben habe ich noch keine Theorie gehabt; ich halte es mit Thatſachen. Wenn man mit einer Theorie anfängt, ſo kommt man leicht dahin, ihr die Thatſachen anzupaſſen, und den Thatſachen darf man nicht Gewalt anthun. Die Arbeit des Detektivs hat keine wiſſenſchaftliche Grundlage; ſie gleicht weit eher einem Blindekuhſpiel. Man tappt hierhin und dorthin. Wenn man mit dem Kopf gegen die Mauer rennt, kehrt man um und verſucht es anderswo, bis man den Mann mit Händen greift, auf den's gemünzt iſt."

„Was würde wohl Ihr Freund Roſe zu dieſer Anſicht ſagen? Er betreibt die Sache rein wiſſenſchaftlich."

„Ich erinnere mich, Herr Herzog, daß ich einmal als Knabe eine Art Märchen von einem Land geleſen habe, wo man den Menſchen wiſſenſchaftlich auszumeſſen pflegt; man maß mit einem Quadranten und berechnete dann Länge,

Breite und Dicke trigonometrisch. Je nun, nach Belieben! Mir ist das gewöhnliche Centimetermaß gut genug."

„Für einen so geschickten Polizisten haben Sie doch eine etwas geringe Meinung von Ihrem Beruf."

„Ich bin weder klug noch geschickt, Herr Herzog; aber vielleicht fahre ich eben deshalb nicht schlechter. Ein Geheimpolizist kann leicht zu klug sein. Der dressierte Hund in der Ausstellung ist sehr geschickt und seine Kunststücke sind ganz nett anzusehen, aber er taugt nicht dazu, einen Fuchs zu fangen."

„Können Sie den Fuchs fangen, um den es sich hier handelt, Herr Beck?"

„Ich hoffe, daß ich seine Spur gefunden habe, mehr kann ich jetzt nicht sagen."

„Wie lange können Sie noch hier bleiben?"

„Ich muß mit dem Nachtzuge nach London. Es ist überhaupt zweckmäßig, wenn sich der Dieb in Sicherheit wiegt, damit er — oder sie — die Vorsicht vergißt. Ich habe ein Geschäft in London, das sich nicht aufschieben läßt."

„Mit dem Nachtzuge? Dann reisen Sie mit meinem Bruder zusammen."

„Das weiß ich. Die Frau Herzogin hat es mir gesagt. Ich hoffe, es wird mir gestattet sein, in demselben Coupé zu fahren. Nehmen Sie es nicht für ungut, aber ich finde großes Wohlgefallen an Ihrem Herrn Bruder. Er ist klug, besonnen und gewandt; kurz, ganz der Mann, mir bei diesem Stückchen Arbeit behülflich zu sein."

„Er wird gewiß froh sein, Ihnen zu helfen, wenn er kann, denn diese elende Geschichte ist ja ebenso quälend für ihn, wie für uns. Er wohnt in London nahe beim St. James Park und kann frei über seine Zeit verfügen, seit er den Militärdienst aufgegeben hat."

„Ich werde ihn nicht unnötig bemühen; aber es iſt mir ſchon recht, zu wiſſen, daß ich im Notfall auf ihn rechnen kann.“

Herbert Selwyn erneuerte in eigener Perſon das Verſprechen der bereitwilligen Beihilfe, das ſein Bruder für ihn gegeben hatte.

„Behandeln Sie mich als Lehrling in Ihrem Fach, Herr Beck,“ ſagte er ſcherzhaft; „ich bin bereit, überall hinzugehen und alles zu thun, wodurch ich Ihnen helfen kann, den Opal oder den Dieb in die Hände zu bekommen. Was den Dieb betrifft, ſo meine ich freilich, Sie brauchten nicht weiter zu ſuchen als im Kreisgefängnis, wo Markham ſteckt.“

Es war Herrn Herbert höchſt angenehm, die Fahrt in der Geſellſchaft Becks zu machen, und ſo vertauſchte er ſeinen Schlafwagen gegen ein Rauchcoupé erſter Klaſſe. Der Schaffner erhielt ein gutes Trinkgeld, um Eindringlinge abzuweiſen, und die beiden Herren rauchten und plauderten gemütlich während der ganzen Fahrt. Beck hatte natürlich manche Geſchichte zu erzählen, die ſeinem Gefährten intereſſant war, aber der hauptſächliche Gegenſtand ihres Geſpräches war doch der geſtohlene Opal. Sie verhandelten des längeren und breiteren darüber, und der Geheimpoliziſt bekannte offen, daß er ſeinem Reiſegefährten mehrere nützliche Winke verdanke. Dagegen wurde Herberts Ueberzeugung, daß Markham der Dieb ſei, durch Becks Zweifel über dieſen Punkt einigermaßen erſchüttert. Als ſie ſich auf dem Bahnhof trennten, ſchüttelte des Herzogs Bruder dem Poliziſten treuherzig die Hand.

„Hier iſt meine Karte,“ ſagte er. „Vergeſſen Sie nicht, ich ſtehe Ihnen jederzeit zu Dienſten, wenn Sie meine Hilfe brauchen können.“

„Ich werde es nicht vergeſſen,“ ſagte Beck.

Es trug ſich aber zu, daß Beck zuerſt Gelegenheit hatte, ihm behilflich zu ſein.

Am zweiten Abend nach ſeiner Rückkehr trat Herr Herbert in das Empire-Theater, um dem letzten Teil der Aufführung beizuwohnen. Als er dann im Gedränge die Halle verließ, fühlte er ſich plötzlich an der rechten Hand feſtgehalten. Er ſah ſich um und erblickte eine unterſetzte Perſon, mittleren Alters, die ein Kleid von ſchwarzer Halbſeide trug und einen großen, mit Blumen beſteckten Hut dazu auf ihrem dicken Kopfe. Die Frau fing ſofort an aus allen Kräften um Hilfe zu ſchreien: „Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!“ wobei ſie wie verzweifelt mit ihrem Regenſchirm in der Luft herumfuchtelte. Der Angegriffene riß ſich zwar augenblicklich los, wurde aber ſogleich von der Menge umringt.

„Was iſt Ihnen denn paſſiert, Madam?“ fragte ein großer Mann, der wie ein biederer Handwerker ausſah.

„Der Spitzbube hat meinen Geldbeutel ſtibitzt,“ ſchrie ſie in größter Aufregung, „mit zehn Schillingen und kleiner Münze drin. Ich hab' gleich den Ruck in meiner Taſche bemerkt; da habe ich augenblicklich ſeine Hand gepackt. Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Zwei Poliziſten, vom Gaslicht beleuchtet, alles Volk überragend, ſchritten mit der nur ihnen eigenen Würde über die Straße. Die Menge machte ihnen Platz, wie ſich die Wellen vor dem Bug eines Schiffes teilen.

„Was gibt's hier für einen Lärm?“ fragte einer der Vertreter des Geſetzes mit ſtrengem Ton.

„Ich verklag' ihn, Sergeant! Ich verklag' ihn! Hab' ihn ertappt mit der Hand in meiner Taſche! Ein brauner Lederbeutel iſt's mit einem Meſſingſchloß; ich kann ihn überall erkennen!“

„Was haben Sie dagegen vorzubringen?“ fragte der Sergeant den Angeklagten.

„O, ſeien Sie doch kein Narr!“ rief der edle Herbert Selwyn in ſeiner Erregung etwas unvorſichtig.

Jetzt aber geriet der Vertreter der Obrigkeit in Feuer.

„Sie — Sie werden auf dem Polizeiamt ſehen, wer der Narr iſt, mein feiner Herr! Ich weiß, wie ich mit Ihrer Sorte umzugehen habe. Sie thäten beſſer, ſich einer höflichen Sprache zu bedienen — zu Ihrem eigenen Beſten. — Sie klagen dieſen Herrn an, Madam?“

„Freilich klage ich ihn an. Verſteht ſich! Halten Sie ihn feſt, Sergeant, den aufgeputzten Schurken! Wenn's mein letzter Atemzug wär', würd' ich ihn damit verklagen.“

Da legte ſich die ſchwere Hand des Geſetzes auf Herbert Selwyns Schulter, der unwillkürlich beide Fäuſte ballte.

„Nur ruhig, kommen Sie nur,“ ſagte der Sergeant, indem er ſeinen Amtsſtab bedeutſam in der Hand drehte. „Kommen Sie willig — oder kommen Sie mit Gewalt! — wie's beliebt — kommen müſſen Sie.“

„Wiſſen Sie denn, wer ich bin?“

„Brauche ich gar nicht zu wiſſen.“

„Mein Name iſt Herbert Selwyn; ich bin der Bruder des Herzogs von Southern.“

Der Haufe brach in ein höhniſches Gelächter aus.

„Warum nicht gleich der Prinz von Wales, das kommt ſchon auf eins raus!“ ſchrie eine Stimme.

„Hier iſt meine Karte!“

Der Sergeant ſtreckte ſeine Hand ungläubig aus; doch der edle Herbert ſuchte vergebens. Seine Taſche war jedenfalls ausgeraubt worden. Die Börſe war zwar da, aber ſein Kartenetui war fort.

„Jetzt haben wir wohl genug von dem Spaß,“ fuhr ihn der Sergeant an. „Sie können's auf dem Polizeiamt fertig machen; vorwärts!“

Herbert hatte ſich gefaßt. „Ich ſehe, dieſe Eſelskomödie muß ihren Verlauf nehmen; je früher ſie anfängt, um ſo eher iſt ſie vorüber — ich bin bereit.“

* * *

Die Menge bezeigte nicht üble Luſt, ſich der Prozeſſion nach dem Polizeiamt anzuſchließen; aber der Sergeant winkte eine Droſchke herbei. Auf der Polizei ſprach die ältliche Dame ſehr beredt und haſtig, während Herbert die ganze Verhandlung nur gleichgültiger Verachtung würdigte. Die Anklage wurde zu Papier gebracht und der Angeklagte mit größter Sorgfalt unterſucht. Ein halber Sovereign, der unter das Futter ſeiner Weſtentaſche geglitten war, kam zum Vorſchein. Sonſt wurde nichts von verdächtiger Natur entdeckt. Aber kein Poliziſt gibt zu, im Unrecht zu ſein, wenn er es vermeiden kann. Eine Nacht in Unterſuchungshaft ſchien für den ariſtokratiſchen Herbert unvermeidlich zu ſein.

Da, gerade als die Unterſuchung fertig war und alle ſeine Habſeligkeiten auf dem tannenen Tiſch im Polizeibureau ausgebreitet lagen, hörte er eine bekannte Stimme im Vorzimmer mit dem Inſpektor ſprechen.

„Was vorgekommen heute abend?“

„Nichts von Belang, Herr Beck,“ lautete die Erwiderung. „Nur ein geſchniegelter Gauner wurde vor dem Empire-Theater mit ſeiner Hand in der Taſche einer alten Frauensperſon betroffen. Reſolute Dame das! Sie packte ihn auf der Stelle und ließ nicht locker. Er iſt aber auch nicht auf den Kopf gefallen, das muß man ſagen; ſchwört ſein Name ſei“ — er warf einen Blick auf ſeine Notizen — „Herbert Ulrick Selwyn, Bruder des Herzogs von Southern. Kennen Sie etwa einen Edelmann des Namens, Herr Beck?“

„Ei, Inſpektor, ich fürchte, da haben Sie etwas Schönes angerichtet," bemerkte Beck trocken, und ohne ein weiteres Wort betrat er den inneren Raum.

„Willkommen, Herr Beck!" rief der Angeklagte. „Ich bin wahrhaftig froh, Sie zu ſehen!"

„Was fällt Ihnen ein," ſagte Beck zu dem Sergeanten. „Wiſſen Sie auch, daß dies wirklich der Bruder des Herzogs von Southern iſt?"

„Meinetwegen könnte es der Herzog ſelber ſein," meinte der Sergeant, halb ängſtlich, halb mürriſch — „als die alte Dame ihn anklagte, war's meine Pflicht, ihn feſtzunehmen."

„Sie ſind ein Schafskopf, Sergeant," erwiderte Beck lachend. „Was in aller Welt ſollte den Herrn bewegen, eines alten Weibes Pfennige zu ſtehlen? Wo iſt denn übrigens Ihre alte Dame?" Dieſe war unterdeſſen, wie ſich herausſtellte, unbemerkt verſchwunden.

„Da haben Sie ſich einen netten Salat angerührt, Sergeant," ſagte Beck.

„Laſſen Sie doch den armen Teufel," trat Herbert gutmütig für ihn ein, „er hat gedacht ſeine Pflicht zu thun. Hier iſt der halbe Sovereign für Ihre Mühe, Sergeant. Nehmen Sie ihn nur, guter Freund. Sie haben das beſte Recht darauf, denn ohne Sie wäre er niemals gefunden worden."

Als Herbert Selwyn in Becks Begleitung das Polizeiamt verließ, kündigten die Glocken Londons mit weit ſchallendem Geläute die Mitternachtsſtunde an.

„Wie dankbar bin ich Ihnen!" rief Herbert. „Ohne Sie hätte ich die ganze Nacht in dem Loch bleiben müſſen."

„Sie haben mir ganz und gar nicht zu danken," ſagte Beck.

„Das weiß ich beſſer. — Sind Sie heute abend

noch einem Wild auf der Spur? Jagen Sie hinter irgend einem frechen Uebelthäter her? Nicht? Nun, dann kommen Sie mit in meine Wohnung. Wir trinken noch einen Schluck und rauchen eine Cigarre zuſammen. Wenn es Ihnen recht iſt, ſo gehen wir lieber zu Fuß; ich möchte ein wenig friſche Luft ſchnappen, nachdem Sie mich aus dem heißen Loch erlöſt haben. Vom Opal gibt's wohl heut nichts Neues — wie?"

„Ich glaube doch, heute einen Schritt weiter damit gekommen zu ſein."

„Alle Wetter, das freut mich! Etwas Näheres darf ich wohl nicht wiſſen? Um der Herzogin willen bin ich nämlich verteufelt geſpannt."

„Ich verſpreche Ihnen, Sie ſollen zu den erſten gehören, die es erfahren, wenn ich den Dieb gefangen habe."

„Beſten Dank. Da ſind wir ja; geben Sie acht — es ſind vier Stufen." Er ſteckte den Drücker ins Schloß und die beiden traten in die Halle.

„Mit dem Aufzug iſt's heute nacht nichts mehr. Aber es iſt nur der zweite Stock. Die Treppe wird Ihnen wohl nichts ausmachen."

Herbert ging ſeinem Gefährten voraus, eine breite, flache, mit Teppichen belegte Treppe hinauf. Als er ſeine Zimmerthür aufklinkte und den Raum in vollſtändiger Dunkelheit fand, ſtieß er einen ungeduldigen, aber nicht böſe gemeinten leiſen Fluch aus.

„Ich hab's meinem Burſchen doch geſagt, er ſolle das Gas nicht ganz abdrehen. Ich kann niemals den Zünder oder die Streichhölzer finden."

Beck zog ruhig eine Schwefelholzbüchſe aus einer und eine kleine elektriſche Lampe aus der andern Taſche.

„Sie ſind ja ein Hexenmeiſter, Herr Beck," ſagte Herbert

lachend, während er ein halbes Dutzend Flammen entzündete. Das Zimmer war groß und mit feinem Geſchmack ausgeſtattet; alte Kupferſtiche und Oelgemälde an den Wänden, alte, ſolide Mahagonimöbel mit geblümten Damaſtbezügen und ein dicker, weicher Teppich auf dem Boden, bildeten die Einrichtung.

„Es geht doch nichts über Elektricität," ſagte Herbert, als Beck ſein Lämpchen löſchte und wieder in die Taſche gleiten ließ. „Es iſt ſchon ein Arbeiter beſtellt worden, der morgen in meinen Zimmern elektriſches Licht einrichten ſoll."

„Von Voltage & Bright?" fragte Beck.

„Jawohl, kennen Sie die Firma?"

„Man ſagt, es ſei die erſte Firma in London und ſtehe ganz auf der Höhe. In meinem Geſchäft muß man nämlich ein wenig mit allem vertraut ſein. Die Mörder und Einbrecher — wenigſtens ſolche erſter Klaſſe — haben angefangen die Elektricität zu ſtudieren, und da können wir nicht zurückbleiben."

„Darf ich Ihnen ein Glas von meinem Whisky anbieten? Ich laſſe ihn mir direkt aus Irland kommen."

Beck ließ ſich den alten iriſchen Whisky nebſt einer erleſenen Havanacigarre ſchmecken und ſaß in einem bequemen Sorgenſtuhl zurückgelehnt — ein Bild völligen Behagens.

„In den nächſten Tagen will der Herzog zur Stadt kommen," ſagte Herbert, nachdem er ſich ſelbſt verſorgt hatte. „Uebermorgen gedenkt er hier zu ſein; er bringt die Herzogin mit. Sie wird ſich freuen, zu hören, daß Sie dem Opal auf der Spur ſind."

„Bleiben die Herrſchaften längere Zeit in London?"

„Nur einen Tag — in Geſchäften. Sie ſteigen im Viktoriahotel ab, aber ſie haben verſprochen, bei mir zu

frühſtücken. Ich hoffe, bis dahin die elektriſche Beleuchtung hier fertig zu haben; meine Schwägerin iſt ganz verſeſſen darauf. Sie will den Herzog bewegen, auch in Holmhurſt Elektricität einzuführen. Voltage & Bright haben verſprochen, einen Beamten herüberzuſchicken, der ihnen alles zeigt. Das wäre ein bedeutender Auftrag für das Geſchäft. Wollen Sie nicht vorſprechen, während die Herrſchaften hier ſind? Beide würden gewiß froh ſein, Ihren Bericht zu hören."

„Wenn ich's möglich machen kann, gern; aber vorausſichtlich werde ich ſehr viel zu thun haben; alſo erwarten Sie mich lieber nicht beſtimmt."

„Wenn Sie kommen, werden wir uns jedenfalls freuen. Nehmen Sie noch eine Cigarre für den Heimweg. Werden Sie den Weg hinaus finden können? — Gute Nacht und vielen Dank — ich hätte eigentlich guten Morgen ſagen ſollen."

Den ganzen nächſten Tag über war ein Mann mit Einrichten der elektriſchen Beleuchtung in Herbert Selwyns Zimmern beſchäftigt. Als dieſer um ſieben Uhr nach Hauſe kam, ſich zu Tiſche umzukleiden, fand er den Arbeiter noch da. Es war ein zuverläſſig ausſehender Mann mittleren Alters, deſſen ziemlich geiſtloſes, gewöhnliches Geſicht von einem dunklen Lockenbart umrahmt wurde.

„Wann werden Sie hier fertig?" fragte Herbert.

„Morgen früh, denke ich."

„So bald ſchon? Ich möchte morgen nachmittag um halb Fünf einen Elektriker hier haben."

„Sehr wohl, mein Herr; es iſt mir ſchon geſagt worden. Ich ſoll ſelbſt wieder kommen."

„Ich verlaſſe mich darauf, daß Sie Ihr Geſchäft verſtehen!"

„Das können Sie, mein Herr."

651371

„Bringen Sie alle neueſten Einrichtungen an. Ich erwarte eine Dame hier — die Herzogin von Southern — die gerne das Neueſte ſehen möchte, was die Elektricität leiſten kann.“

„Ich hoffe, im ſtande zu ſein, den Erwartungen der Frau Herzogin zu entſprechen.“

„Halb fünf Uhr — vergeſſen Sie's nicht.“

„Ich werde mich pünktlich einſtellen; es ſoll an mir nicht fehlen.“

* * *

Das Frühſtück verlief ſehr gemütlich, und die Herzogin war überglücklich. Man hatte die Läden geſchloſſen und ihr zu Ehren das Zimmer mit elektriſchem Licht erleuchtet, was ihre höchſte Bewunderung erregte. Der Herzog vertraute ſeinem Bruder an, es ſei das erſte Mal ſeit dem Verſchwinden des verdammten Opals, daß er ſie habe lachen ſehen. „Ueber dem Kummer ihrer Lucy iſt ihr faſt das Herz gebrochen.“

Als der Angeſtellte von Voltage & Bright eintraf, hielt die Herzogin keinen Augenblick mehr Ruhe am Frühſtückstiſch, wo die beiden Herren gerade in eifrigem Geſpräch über die Ausſichten eines Favoriten aus des Herzogs Stall beim Derbyrennen verhandelten. Während ſie leicht und lebhaft durch die Zimmer eilte, folgte ihr der Angeſtellte von Voltage & Bright in ſeiner langſamen, ſchwerfälligen Art.

„O, Herbert,“ rief die junge Frau voll Entzücken, „was für einen reizenden Schreibtiſch haſt du da! Er ſieht ſo altertümlich und wunderbar aus, gewiß hat er eine Menge geheimer Fächer.“

„Sei doch kein Kind, Ethel,“ ſagte ihr Gatte. „Laß

Herbert jetzt in Ruhe; wir haben allerlei Geſchäftliches zu beſprechen."

„Nur noch ein Wort! Weißt du, Herbert, an deiner Stelle würde ich an jeder Seite des Tiſches einen Armleuchter mit Muſchellichtern anbringen laſſen; dann würde das ſchöne glänzende Holz herrlich zur Geltung kommen."

„Das überlaſſe ich ganz deinem Geſchmack, Ethel," antwortete er leichthin und wandte ſich dann wieder dem Herzog zu. „Du meinſt alſo, die Ausſichten wären zehn zu eins?"

„Ich möchte hier an beiden Seiten zwei Lichter haben; recht hübſch und das Allermodernſte," ſagte ſie zu dem Elektrotechniker.

„Ich kann Ihnen gleich das Allerneueſte zeigen," antwortete dieſer gleichmütig. Er nahm eine Glasbirne zur Hand, die er am Griff gefaßt hielt. Von jeder Seite der Birne lief ein Draht bis zu einem großen Knäuel elektriſchen Drahts unter dem Tiſch. Als der Mann die Verbindung herſtellte, hörte man ein leiſes Kniſtern und ein kaum merklicher Schimmer von grünlich-gelbem Licht zeigte ſich in der Glasbirne.

„O, das iſt ganz und gar nicht, was ich will, ich kann ja das Licht kaum ſehen!"

Der Mann reichte ihr nun eine Art Cylinder von Pappe, der wie eine Notenrolle ausſah, jedoch an einem Ende geſchloſſen war.

Die Herzogin hielt das geſchloſſene Ende an ihre Augen und ſah — nichts.

„O, das iſt ja abſcheulich; es iſt ganz finſter!" rief ſie.

„Einen Augenblick Geduld, gnädige Frau. Entſchuldigen Sie, meine Herren!" — Nun drehte er die Schaltung der elektriſchen Lampen, und augenblicklich war das Zimmer ſtockfinſter. Der kniſternde Ton in der Birne dauerte an

und ihr mattes Flimmern war der einzig leuchtende Punkt in der Dunkelheit. Der Mann brachte jetzt die Glasbirne hinter eine geſchnitzte Säule des alten Schreibtiſches. Zugleich richtete er das Ende der Notenrolle, durch welche die Herzogin noch ſchaute, ſo, daß es genau auf das verborgene Licht traf. Während ſie geſpannt hineinſah, wurde das geſchloſſene Ende wunderbar durchſichtig und auf der leuchtenden Scheibe ſah ſie einen dunklen Schatten.

„Ah, ah!“ rief ſie, „das iſt ja wunderbar! Ich ſehe die Goldfaſſung meines Opals. Schnell, Reginald, komm her!“

Das Kniſtern hörte plötzlich auf und die Erſcheinung verſchwand. Gleichzeitig vernahm man einen unterdrückten Fluch, dem ein kurzes Handgemenge folgte, das mit einem ſcharfen metalliſchen Klang endigte. Im nächſten Augenblick flammten die elektriſchen Lampen wieder auf und die Finſternis verwandelte ſich in ſtrahlendes Licht. Herbert Selwyn lag in ſeinem Stuhl zurückgeſunken, mit Handſchellen gefeſſelt da und der Arbeiter von Voltage & Bright neigte ſich über ihn.

Der Herzog fuhr wütend von ſeinem Sitze empor. „Was bedeuten dieſe frechen Narrenpoſſen?“ ſchrie er.

„Alles in Ordnung, Herr Herzog,“ antwortete eine bekannte Stimme in vergnügtem Ton. „*Hier* iſt der Dieb — und dort iſt der *Opal*.“

Der Herzog ſtarrte den Mann in maßloſer Beſtürzung an. Der dunkle Backenbart war verſchwunden, ſämtliche Geſichtszüge ſchienen plötzlich wie umgewandelt. Es war das gleichmütige, lächelnde Antlitz des Herrn Beck.

Der Detektiv drückte nun mit der Fingerſpitze auf eine Ecke des Schnitzwerks an dem Mahagonitiſch, worauf eine lange Stahlnadel hervorſprang, an ihrer Spitze das Schnitzwerk herausſtoßend. Es zeigte ſich eine Höhlung mitten

im Holze, die ganz voll Watte geſtopft war. Dieſe nahm Beck heraus und gab ſie der Herzogin in die Hand. Die junge Frau griff nach dem Päckchen und öffnete es mit einem Schrei des Entzückens, denn in ihrer ſchlanken, weißen Hand blitzte und flammte ihr geliebter, unvergleichlicher Opal mit wechſelndem inneren Feuer, bald rötlich, bald veilchenblau.

Der Herzog aber wandte ſich zu ſeinem Bruder, der ſtumm und mürriſch daſaß, nachdem Beck ihm mit geſchicktem Griff im Dunkeln die Handſchellen angelegt hatte.

„Nun, Herbert," ſagte er mit gerunzelter Stirn und in ſo ſtrengem Ton, wie man ihn noch nicht an ihm gewöhnt war, „was haſt du dazu zu ſagen?"

„Nichts! Was nützt es, viel zu reden? Ich kam hierher, bis zum Hals in Schulden, jeden Augenblick bedroht, feſtgeſetzt zu werden, und die Viertelmillion, die in dem Opal ſteckt, verlockte mich. Es war ein Glücksfall, daß die beiden Narren gerade zur Zeit da waren — ich dachte es wenigſtens — und machte mir's zu nutze. Wenn nicht der — aber was hilft alles Winſeln? Das Spiel iſt verloren. — Es fragt ſich jetzt nur, was du zu thun gedenkſt."

Der Herzog warf Beck einen flehenden Blick zu.

„Ganz wie Sie wünſchen," ſagte dieſer vergnügt. „Ich dachte mir gleich, Sie würden die Sache geheim halten wollen. Bis jetzt weiß niemand davon als ich."

„Du wirſt England auf der Stelle verlaſſen, Herbert."

„Ich wäre ſo wie ſo gegangen. Ohne Geld dürfte es hier für mich zu gefährlich ſein."

„Deine Schulden werde ich bezahlen."

„Das kannſt du halten, wie du willſt, wenn der Atlantiſche Ocean zwiſchen mir und meinen Gläubigern liegt, mich geht es nichts an."

„Fünftauſend Pfund ſollſt du haben, um drüben ein neues Leben anzufangen."

„Schönſten Dank.“

„Wenn du dich je wieder in England blicken läßt“ — des Herzogs Stimme wurde wieder hart — „ſo wahr mir Gott helfe! ſo ſollſt du es mit dem Geſetz zu thun bekommen.“

Ohne Wort und Gruß wandte er ſich von dem Bruder ab, der ihr Blut entehrt hatte. Seine Gattin war blaß und verwirrt; in ihren weitgeöffneten Augen ſchimmerten Thränen. Reginald zog ihren Arm durch den ſeinigen, ſtreichelte beruhigend die kleine Hand und verließ mit Ethel das Zimmer.

Nachdem Beck Herrn Herbert Selwyn von den Handſchellen befreit hatte, folgte er dem Ehepaar die Treppe hinunter. An der Thüre wartete eine geſchloſſene Kutſche.

„Steigen Sie ein,“ ſagte die Herzogin in großer Erregung zu dem Geheimpoliziſten. „Ich muß alles von Anfang an hören.“

Im Hotel angekommen, winkte ſie Beck, auf einem der bequemen Stühle ihres Empfangszimmers Platz zu nehmen.

„Wir haben noch gar keine Zeit gehabt, Ihnen genügend zu danken,“ rief ſie lebhaft. „Wie grauſam, wie abſcheulich, ſo etwas zu thun! Ich würde alles verzeihen können; aber der ſchändliche Verſuch, die Schuld meiner armen Lucy und ihrem Liebſten aufzuladen und auch noch auf den jungen unſchuldigen Menſchen zu ſchießen — es iſt zu abſcheulich! Ich habe gleich an Lucy telegraphiert, ſobald ich den Opal hatte. Ohne Sie, Herr Beck, würde ich dem heilloſen Menſchen mein Leben lang getraut und ihn gern gehabt haben! Wie ſind Sie nur der Wahrheit auf die Spur gekommen? Niemals hätte ich das glauben können.“

„Was man ſieht, das glaubt man, Frau Herzogin; darum ließ ich Sie ſehen.“

„Aber ich muß die ganze Geschichte hören. Sie haben es wunderbar klug angefangen, das ist gewiß."

„Ich weiß von keiner Geschichte. Nur ein wenig Glück habe ich gehabt, wie gewöhnlich, das ist alles."

„Aber wie konnten Sie ahnen, daß der Opal in dem Schreibtisch in Herberts Zimmer sei?"

„Zuerst wußte ich das auch gar nicht. Ich meinte, er trage ihn an seinem Körper verborgen; darum dachte ich mir eine kleine Komödie aus, die dazu führte, ihn durchsuchen zu lassen. Ich verstehe mich ziemlich gut darauf, ein altes Weib vorzustellen, und — aber das können wir auf sich beruhen lassen. Als ich überzeugt war, daß er den Opal nicht bei sich hatte, war es natürlich das Nächste, sein Zimmer zu untersuchen. Aber da würde er mich beinahe wieder aus dem Felde geschlagen haben, wenn ich nicht Professor Röntgen mit seinen X-Strahlen zu Hilfe genommen hätte. Ich habe schon manches geheime Fach in meinem Leben gesehen, aber so verborgen war noch keins. Alles schien fest zusammengefügt; ich mochte messen und klopfen, soviel ich wollte, es fand sich nichts, selbst nicht unter dem Vergrößerungsglas. Sämtliche Beine der Tische und Stühle hatte ich schon untersucht, ehe ich an den Schreibtisch kam. Natürlich durfte ich nicht ablassen, bis ich durch jeden Quadratzoll Holz im Zimmer gesehen hatte, so —"

„Aber wie kamen Sie überhaupt darauf, Ihren Verdacht auf Herbert zu richten?" unterbrach ihn die Herzogin.

Beck zog sein Taschenbuch hervor, steckte Daumen und Zeigefinger in eine der Abteilungen und hielt ein helles, schimmerndes Etwas gegen das Licht. Es war ein einziges krauses Haar von kastanienbrauner Farbe mit silberweißer Spitze.

„Es traf ſich glücklich, Frau Herzogin, daß Sie den Drahtboden im Juwelenſchrank nicht ausbeſſern ließen. Wiſſen Sie, was das iſt?“

„Ein Haar von Herbert? — Wo haben Sie es gefunden?“

„Wo es durchaus nichts zu thun hatte — an dem Drahtboden Ihres Juwelenſchrankes.“

„Und dann kamen Sie darauf?“

„Dann wußte ich es.“

Nicht mit eigener Hand.

Es war nachmittags zwei Uhr am 12. Auguſt und drückend heiß, als der junge hübſche Erich Neville heiter lächelnd durch die Glasthür und die eiſerne Treppe hinunter in den ſchöngepflegten altmodiſchen Garten des Herrenhauſes von Berkly gegangen kam. Er trug einen blütenweißen Flanellanzug, und der breiträndrige Strohhut ſaß ihm keck auf den glänzend-ſchwarzen Locken, denn er war noch nicht lange von ſeiner Kahnfahrt auf der ſchattigſten Strecke des Fluſſes zurückgekehrt, wo er ſich träge hatte von den Wellen ſchaukeln laſſen, während er in ſeinem Buche las.

Der Blumen- und Obſtgarten lag hinter dem Herrenhaus auf der Südſeite und erſtreckte ſich wohl eine Meile weit. Es war, als ob das große Haus nach Atem ringe; denn alle Fenſter ſtanden weit offen, um den Sonnenſchein und die von Wohlgerüchen geſchwängerte Luft hereinzulaſſen. Jetzt hatte Erich die letzte Treppenſtufe erreicht und betrat mit dem zierlichen braunen Lederſtiefel den breiten Kiesweg. Etwa fünfzig Schritte von ihm ſah er den Obergärtner bei den Pfirſichſpalieren beſchäftigt, während der Rauch ſeiner Pfeife als bläuliches Dunſtwölkchen in der zitternden glühend-heißen Luft hing. Als Erich zu ihm trat, ſtreckte er nur verlangend die Hand aus, zu träge, um ein Wort zu ſagen.

Der Gärtner pflückte ſchweigend einen großen Pfirſich vom Spalier, deſſen rote Backen er in dem dunkeln Laub erſpähte, und legte ihn mit liebevoller Sorgfalt dem jungen Mann in die Hand. Erich löſte die ſamtweiche, roſig, braun und grün gefärbte Haut ab, daß ſie in Fetzen um die ſaftige Frucht hing, und biß mit ſeinen ſcharfen weißen Zähnen in den reifen Pfirſich.

Bumm — ein Knall!

Bei dem plötzlich vor ihren Ohren erdröhnenden Schuß ließ vor Schrecken der eine ſeine Pfeife, der andre den Pfirſich fallen und beide Männer ſtarrten einander mit Entſetzen an.

„Sehen Sie dort,“ flüſterte der Gärtner, nach einer kleinen Rauchwolke deutend, die langſam durch ein Fenſter faſt dicht über ihren Häuptern gezogen kam, während ſich ein ſtarker Pulvergeruch in der Luft bemerkbar machte.

„Onkels Zimmer!“ ſtieß Erich angſtvoll heraus. „Er war feſt auf dem Sofa eingeſchlafen, als ich ihn vor einer Minute verließ.“

Raſch wandte er ſich und lief ſpornſtreichs auf dem Kiesweg nach der eiſernen Treppe und durch die Glasthür ins Haus zurück, während ihm der alte Gärtner ſo ſchnell folgte, als ſeine Gicht dies zuließ. Quer durchs Wohnzimmer, zu dem die Glasthür führte, die teppichbelegte Treppe hinauf, vier Stufen auf einmal nehmend, dann rechts um die Ecke eines breiten Korridors, lief Erich mit ſtürmiſcher Haſt und trat dann durch die offenſtehende Thür in ſeines Onkels Studierzimmer.

Wie ſehr er ſich aber auch beeilt hatte, ein andrer war ihm doch zuvorgekommen. Eine hohe, kräftige Geſtalt in hellem Sommeranzug ſtand über das Sofa gebeugt, wo Erich erſt wenige Minuten zuvor den Onkel ſchlafend verlaſſen hatte. Der breite Rücken und das braune Haar des Mannes waren nicht zu verkennen.

„John," rief Erich, „was ist geschehen?"

Der Vetter wandte ihm sein schönes, männliches Gesicht zu, aus dem alle Farbe gewichen war.

„Es ist zu entsetzlich, Erich," stammelte er. „Onkel ist ermordet worden — durch einen Schuß getötet."

„Nein, nein, das ist ganz unmöglich. Vor fünf Minuten lag er ja noch ruhig da und schlief," begann Erich; doch stockte er plötzlich, als sein Blick auf die regungslose Gestalt fiel.

Baron Neville hatte das Gesicht nach der Wand gekehrt, so daß man nur sein scharfes, strenges Profil sah. Die Kugel war unterhalb des Schädels eingedrungen, das graue Haar hatte sich blutig gefärbt, und schwere Tropfen fielen noch langsam auf den Teppich.

„Aber, wer kann denn —" stieß Erich keuchend heraus; er war beinahe sprachlos vor Entsetzen.

„Es muß seine eigene Flinte gewesen sein," erwiderte der Vetter. „Sie liegt dort rechts auf dem Tisch; der Lauf rauchte noch, als ich hereinkam."

„Er kann doch nicht selbst Hand an sich gelegt haben," flüsterte Erich schreckensbleich.

„Unmöglich! Sieh doch nur, die Wunde ist im Hinterkopf."

„Aber es kam so furchtbar plötzlich. Ich lief hierher, sobald ich den Schuß hörte, doch du warst noch vor mir da. Hast du irgend jemand gesehen?"

„Keine Seele. Das Zimmer war leer."

„Wie hat der Mörder nur entkommen können?"

„Vielleicht ist er durchs offene Fenster gesprungen."

„Das hat er nicht gethan, gnädiger Herr," ließ sich des alten Gärtners Stimme jetzt an der Thüre vernehmen. „Ich stand mit Herrn Erich dicht unter dem Fenster, als der Schuß fiel."

„Aber wie in des Henkers Namen iſt er dann verſchwunden, Simpſon?“

„Ja, das kann ich nicht ſagen.“

John Neville ließ ſeine Blicke im ganzen Zimmer umherſchweifen. Keine Katze hätte ſich darin verbergen können. An den mit braunem Eichenholz getäfelten Wänden hingen mehrere Gewehre und Angelruten, kunſtvoll gearbeitet und aus dem feinſten Material, aber meiſt altmodiſcher Konſtruktion. Ein kleiner Bücherſchrank in der Ecke, das große Lederſofa, auf dem die Leiche lag, ein ſchwerer runder Tiſch in der Mitte und einige hochlehnige Stühle bildeten die ganze Einrichtung. Auf allen Möbeln lag dicker Staub und quer durchs Zimmer fiel ein breiter Streifen des glühenden Sonnenlichts. Bei der Hitze und dem ſcharfen Pulverdampf herrſchte eine wahre Stickluft.

Als John Neville bemerkte, wie bleich ſein junger Vetter ausſah, legte er ihm fürſorglich, wie ein älterer Bruder, die Hand auf die Schulter.

„Komm, Erich, unſre Gegenwart kann hier nicht mehr nützen.“

„Wäre es nicht beſſer, wenn wir uns erſt umſähen, ob ſich kein Aufſchluß finden läßt,“ erwiderte Erich, die Hand nach der Flinte ausſtreckend. Aber John hielt ihn zurück.

„Nein, nein,“ rief er haſtig, „es muß alles ſo bleiben, wie wir es gefunden haben. Ich will ins Dorf ſchicken, um Wardle holen zu laſſen, und zugleich nach London telegraphieren, daß wir einen Detektiv brauchen.“

Dann zog er ſeinen Vetter mit ſanfter Gewalt aus dem Zimmer, ſchloß die Thüre von außen ab und ſteckte den Schlüſſel in ſeine Taſche.

„Wen ſoll ich kommen laſſen?“ rief John Neville

vom Schreibpult aus mit dem Bleiſtift in der Hand ſeinem Vetter zu, der am Bibliothektiſche ſaß, den Kopf in den Händen vergrabend. „Wir müſſen einen gewiegten Mann haben, der ſich der Sache ganz widmen kann.“

„Ich weiß von keinem, und doch — wie hieß nur der Menſch, der den Opal des Herzogs von Southern gefunden hat? Beck, wenn ich nicht irre. Ja, ſo war's, Thornton Crescent W. C. iſt ſeine Adreſſe.“

John Neville fügte noch Namen und Wohnung des Detektivs dem Telegramm bei, das er bereits geſchrieben hatte. Es lautete: „Kommen Sie unverzüglich. Ein Mord geſchehen. Koſtenpunkt belanglos. John Neville, Schloß Berkly Dorſet.“

„Wenn er ſich auch noch ſo ſehr beeilt, kann er kaum vor Mitternacht hier ſein,“ ſagte John Neville, im Kursbuche blätternd. „Aber da kommt Wardle ſchon, der iſt wenigſtens raſch zur Stelle.“

Der Ortspoliziſt Wardle, der haſtig die Allee heraufgegangen kam, war ein kluger und ſchweigſamer Mann, ein angehender Fünfziger, aber noch recht ſtark und rüſtig. John Neville empfing ihn an der Thüre mit der Schreckensnachricht, die ihm der Reitknecht indes ſchon vorher verkündigt hatte.

„Sie haben ganz recht gethan, das Zimmer abzuſchließen,“ ſagte Wardle, als ſie in das Bibliothekzimmer traten, wo Erich immer noch ganz verſunken daſaß und ihre Gegenwart nicht zu bemerken ſchien. „Und der Detektiv, nach dem Sie telegraphiert haben, iſt auch der richtige Mann. Ich habe ſchon früher einmal mit Herrn Beck zuſammen gearbeitet. Er iſt angenehm im Verkehr und hat ein ſeltenes Glück. — ‚Nur ruhig, Wardle,‘ ſagte er immer, ‚Eile mit Weile, und nichts anrühren! Alles, was in der Nähe der Leiche ſteht oder liegt, hat meiſt ſeine eigene

Geſchichte zu erzählen, wenn man ſich auf das Zuhören verſteht. Deshalb plaudere ich immer erſt am liebſten mit den Dingen ein wenig für mich allein.'"

So ſchwieg denn der Konſtabler Wardle und ließ alles ruhig liegen, doch hielt er Augen und Ohren offen, denn in dem großen Hauſe flogen allerlei Gerüchte umher. Man flüſterte hier, man flüſterte dort, und aus allem, was man ſich leiſe zuraunte, ſetzte ſich allmählich eine Geſchichte zuſammen. Nicht lange, ſo hatte die Wolke des Argwohns eine beſtimmte Form angenommen; ſie umgab John Neville von allen Seiten und ſchien ihren Einfluß auf unerklärliche Weiſe ſelbſt durch die geſchloſſenen Thüren der Bibliothek fühlbar zu machen. John begann ruhelos im Zimmer auf und ab zugehen. Nach einer Weile wurde ihm die Luft dort zu enge und er wanderte ungeduldig von einem Raume zum andern, bald ging er die eiſerne Treppe hinunter, um nach ſeines Onkels Fenſter hinauf zu ſtarren, bald durch den breiten Korridor an der verſchloſſenen Thüre vorbei. Bei allen ſeinen Wanderungen wußte ihn Wardle unter dem Schein völliger Gelaſſenheit immer im Auge zu behalten; aber John war viel zu ſehr mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt, um darauf zu achten.

Jetzt trat er wieder in die Bibliothek, wo Erich noch immer mit dem Rücken nach der Thür ſaß, ſo daß nur ſein Kopf über die hohe Stuhllehne hinausragte. Als John ihm die Hand leiſe auf die Schulter legte, fuhr er plötzlich mit einem Schrei in die Höhe und ſtarrte ihn mit kreideweißem Geſichte an.

„Komm, Erich, wir wollen zuſammen einen Gang durch den Park machen," ſagte John. „Dies müßige Warten geht über meine Kräfte; es ſpannt einen förmlich auf die Folter."

„Wenn dir's nichts ausmacht, bleibe ich lieber hier,"

erwiderte Erich in mattem Ton. „Mir iſt, als könnte ich kein Glied rühren.“

„Etwas friſche Luft würde dir gut thun, armer Junge. Man ſieht dir's an, wie elend dir zu Mute iſt.“

Erich ſchüttelte den Kopf.

„Nun, dann gehe ich allein,“ ſagte John.

„Laß mir den Schlüſſel hier, damit ich ihn dem Detektiv geben kann, wenn er kommt.“

„Vor Mitternacht kann er ja nicht hier ſein, und ich bin in einer Stunde wieder da.“

Als John Neville raſch und ohne ſich umzuſehen die Allee hinunterſchritt, folgte ihm Wardle von ferne, ſo daß er ihn immer im Auge behielt.

Jetzt bog der junge Mann in das Wäldchen ein, deſſen hohe Bäume nicht dicht genug ſtanden, um der Sonne den Eintritt zu wehren; ſie lag in breiten Streifen auf den Wegen, die unter dem grünen Laubdach hinführten. Als Wardle zwiſchen der Sonne und Neville quer über den Raſen ging, fiel ſein langer, ſchwarzer Schatten auf das helle Gras. John ſah den Schatten, der ſich auf ſeinem Pfad vor ihm herbewegte; er wandte ſich plötzlich um und trat ſeinem Verfolger gegenüber.

Der Konſtabler ſtand ſtockſtill und ſtarrte ihn an.

„Nun, Wardle, was gibt's? Stehen Sie doch nicht da, wie ein Narr. Heraus mit der Sprache, was wollen Sie von mir?“

„Ja, ſehen Sie, gnädiger Herr,“ ſtammelte der Konſtabler, „ich glaub's ja ſelber nicht. Kenne ich Sie doch ſchon ſeit einundzwanzig Jahren — ſeit Ihrer Geburt — könnt' ich ſagen, und ich glaub' kein Sterbenswort davon. Aber Pflicht iſt Pflicht; und ich muß ihr gehorchen. Es iſt ja Thatſache, daß Sie geſtern abend mit dem Verſtorbenen einen Wortwechſel hatten, und Herr Erich hat Sie im Zimmer gefunden, als —“

John Neville hörte ihm zuerſt wie verwirrt zu. Als ihm dann plötzlich zum erſtenmal die Möglichkeit aufdämmerte, daß man ihn dieſes Mordes verdächtigen könne, geriet er in heftigen Zorn und grimmig trat er auf den Konſtabler zu, den er um Kopfeslänge überragte. Er war ſchrecklich anzuſehen in ſeiner raſenden Wut, der breitſchulterige junge Rieſe: ſeine Fäuſte ballten ſich, ſeine Schläfen pochten, er biß die Zähne feſt aufeinander, und die braunen Augen funkelten wie Feuerflammen.

„Was unterſtehen Sie ſich? Wie dürfen Sie wagen —“ kam es mit erſtickter Leidenſchaft ziſchend aus ſeinem Munde.

Doch Wardle hielt ſeinen Zornesblick ruhig aus.

„Das kann ja gar nichts nützen, gnädiger Herr,“ ſagte er in ſanftem Ton. „Ich weiß, für Sie iſt's ſchwer zu ertragen. Aber ich bin nicht ſchuld daran, und es wird auch nicht beſſer dadurch, wenn Sie's ſo auffaſſen.“

Nevilles leidenſchaftliche Wut legte ſich ebenſo raſch wieder, als ſie aufgelodert war. Seine ſchöne Stirn glättete ſich, und es lag keine Spur von zorniger Erregung mehr in ſeiner Stimme, als er erwiderte: „Sie haben vollkommen recht, Wardle. Was ſoll denn nun zunächſt geſchehen? Muß ich mich als Ihren Gefangenen betrachten?“

„Lieber nicht. Sie haben noch manches zu thun, wozu Sie der Freiheit bedürfen. Geben Sie mir Ihr Wort, mehr verlange ich nicht.“

„Mein Wort — worauf?“

„Daß Sie zur Stelle ſein werden, wenn man Sie braucht.“

„Aber Menſch, Sie können mich doch nicht für ſo wahnſinnig halten — mag ich nun ſchuldig ſein oder nicht — daß ich die Flucht ergreifen werde, wenn eine Anklage auf Mord gegen mich vorliegt.“

„Nehmen Sie ſich's nicht ſo zu Herzen, gnädiger Herr.

Der Londoner Detektiv wird ſchon alles ins reine bringen, verlaſſen Sie ſich darauf. — Habe ich Ihr Verſprechen?"

„Ja, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort."

„Vielleicht thäten Sie beſſer daran, ins Haus zurückzukehren. Die Dienſtboten munkeln allerlei untereinander. Ich werde mich ſo wenig als möglich ſehen laſſen, und von dem, was zwiſchen uns vorgegangen iſt, braucht niemand etwas zu erfahren."

Auf ſeinem Rückweg durch die Allee wurde John Neville von einem Jagdwagen eingeholt, der ſo plötzlich anhielt, daß der Kies unter den Pferdehufen nach allen Seiten ſtob. Ein ſtarker vierſchrötiger Mann, der bisher in eifrigem Geſpräch mit dem Kutſcher geweſen war, ſprang ſo leichtfüßig aus dem Wagen, wie man es bei ſeiner Körperfülle kaum für möglich gehalten hätte.

„Herr John Neville, wenn ich nicht irre? Mein Name iſt Beck — Paul Beck, Geheimpoliziſt."

„Wie iſt das möglich, Herr Beck? Ich glaubte, Sie könnten vor Mitternacht nicht hier ſein."

„Extrazug," ſagte Beck mit verbindlichem Lächeln. „In Ihrer Depeſche hieß es: ‚Koſtenpunkt belanglos'. Die Zeit iſt oft ſehr koſtbar, auch ſind Ruhe und Behaglichkeit in ſolchen Fällen nicht gering anzuſchlagen; deshalb beſtellte ich mir einen Extrazug und nun bin ich hier. Wenn Sie erlauben, ſchicke ich den Wagen voraus und wir gehen zuſammen zu Fuß weiter. Das iſt ja eine ſchlimme Geſchichte, Herr Neville. Durch einen Schuß getötet, ſagt mir der Kutſcher. Liegt denn gegen irgend jemand Verdacht vor?"

„Ich bin der That verdächtig," ſtieß John Neville laut und heftig heraus.

Beck ſah ihn einen Moment mit fragenden Blicken an, ohne indes die geringſte Ueberraſchung zu verraten.

„Woher wiſſen Sie das?“

„Der Ortskonſtabler Wardle hat es mir ins Geſicht geſagt. Ich muß es als eine beſondere Vergünſtigung betrachten, daß er mich nicht auf der Stelle feſtnahm.“

Beck ging wohl ein Dutzend Schritte ſchweigend neben John Neville her. „Sie hätten wohl nichts dagegen, mir genau zu ſagen, weshalb man Sie verdächtigt?“ fragte er in vertraulichem Ton.

„Nicht das Geringſte.“

„Ich ermahne Sie nicht zur Vorſicht, kann Ihnen aber auch nichts verſprechen,“ fuhr der Detektiv raſch fort. „Mir liegt es ob, die Wahrheit zu entdecken. Wenn Sie glauben, daß Ihnen die Wahrheit nützlich ſein wird, thun Sie am beſten, mir dabei zu helfen. Ich weiß, dies Verfahren iſt durchaus nicht regelrecht, aber daran iſt mir nichts gelegen. Sehen Sie, Herr Neville, wenn jemand eines Verbrechens angeklagt wird, ſo iſt immer *ein* Zeuge vorhanden, welcher weiß, ob der Mann ſchuldig iſt oder nicht. Ein andrer Zeuge iſt oft gar nicht aufzutreiben. Das Erſte aber, was nach dem britiſchen Geſetz zur Ermittelung der Wahrheit geſchieht, iſt, daß dem einzigen Zeugen, der wirklich darum weiß, der Mund verſchloſſen wird. Doch ſo fange ich die Sache nicht an. Ich laſſe einen Unſchuldigen gern die Geſchichte auf ſeine Weiſe erzählen, und ich mache mir kein Gewiſſen daraus, den Schuldigen in die Falle zu locken, wenn es mir gelingt.“

Er ſah John Neville bei dieſen Worten offen in die Augen, und der junge Mann wich ſeinem Blick nicht aus.

„Ich glaube Sie zu verſtehen. Was wünſchen Sie zu wiſſen? Womit ſoll ich beginnen?“

„Erzählen Sie von Anfang an. Was war die Urſache des Streits, den Sie geſtern mit Ihrem Onkel hatten?“

Neville zögerte einen Augenblick, was dem Geheimpoliziſten nicht entging.

„Ich habe den Streit nicht veranlaßt, vielmehr hat er ihn vom Zaun gebrochen. Die Sache verhält ſich nämlich ſo: Zwiſchen meinem Onkel und dem Oberſt Peyton, ſeinem Nachbar, herrſcht bittere Feindſchaft. Ihre Güter grenzen aneinander und ſie haben ſich über das Jagdrecht entzweit. Mein Onkel wurde oft heftig und nannte den Oberſt ‚einen gemeinen Wilddieb‘. Ich hatte mich an dem Zank in keiner Weiſe beteiligt, aber als ich den Oberſt hernach zum erſtenmal wieder traf, war mir unbehaglich zu Mute, denn ich wußte, daß Onkel unrecht hatte. Der Oberſt kam mir aber aufs liebenswürdigſte entgegen. ‚Das braucht unſrer Freundſchaft keinen Abbruch zu thun, John,‘ ſagte er. ‚Der ganze Streit iſt thöricht, und ich gäbe gern mein beſtes Jagdgehege hin, um ihn ungeſchehen zu machen. Heutzutage gereicht es niemand zur Ehre, wenn es zum Zweikampf kommt, und Edelleute können nicht wie Fiſchweiber aufeinander ſchimpfen. Doch glaube ich, man wird mich nicht für einen Feigling halten, weil mir jeder Skandal zuwider iſt.‘

„‚Schwerlich,‘ verſetzte ich. Der Oberſt hat ſich nämlich in verſchiedenen Schlachten ausgezeichnet. Lucy hat mir einmal ſein Viktoriakreuz gezeigt, das er in einer verſchloſſenen Schublade aufbewahrt. Lucy iſt ſeine einzige Tochter, die er über alles liebt. Natürlich brach ich nun den Verkehr mit dem Oberſt nicht ab, denn ich hatte ihn gern und ſein Haus ſtand mir ſtets offen. Aber für meinen Onkel war unſre Freundſchaft ein Aergernis. Ich ging in letzter Zeit ſehr oft nach Lindenhof, und das war ihm hinterbracht worden. Geſtern bei Tiſche führte er ſo grobe Reden gegen den Oberſt und ſeine Tochter, daß ich für ſie eintreten mußte. ‚Du unverſchämter Junge,‘ ſchrie er mich

an; ‚was fällt dir ein, den elenden Emporkömmling mir gegenüber in Schutz zu nehmen?‘

„‚Die Peytons ſind von ebenſo guter Familie als wir, Onkel,‘ ſagte ich. ‚Uebrigens habe ich um Fräulein Lucys Hand angehalten, und ſie hat mir die Ehre erwieſen, mir zu verſprechen, daß ſie meine Frau werden will.‘

„Darauf geriet der Onkel in die raſendſte Wut. In welchen Ausdrücken er von dem Oberſt und ſeiner Tochter ſprach, kann ich nicht wiederholen. Selbſt dem Toten dieſe Worte zu verzeihen, fällt mir ſchwer. Er ſchwor, er würde mich nie wieder eines Blickes würdigen, wenn ich mich ſo weit erniedrigte, dieſe Heirat einzugehen.

„‚Leider iſt das Gut Majorat und ich kann dich nicht enterben‘, rief er; ‚aber dich bettelarm machen, ſolange ich lebe, das kann ich. Und dir zum Trotz will ich noch vierzig Jahre leben. Der Wilddieb kann dich zum Schwiegerſohn haben, ſobald er will. Geh und verkaufe dich ihm für den höchſten Preis und lebe von dem Vermögen deiner Frau, wenn dich's gelüſtet.‘

„Da lief mir denn endlich die Galle über, und ich ſagte ihm auch meine Meinung.“

„Können Sie ſich Ihrer Worte noch genau erinnern? — Das wäre von Wichtigkeit.“

„Ich ſagte ihm, er ſolle ſeine Geringſchätzung für ſich behalten. Ich würde Lucy Peyton mein Leben widmen und für ſie ſelbſt in den Tod gehen, wenn es ſein müßte, denn ihr gehöre mein Herz.“

„Haben Sie auch geſagt: ‚Es iſt wenigſtens ein Troſt, daß du nicht ewig leben kannſt‘? Der Kutſcher hat mir davon erzählt. Sie ſehen, der Streit iſt ſchon in aller Munde. Denken Sie einmal nach — haben Sie das geſagt?“

„Ich glaube wohl. Ja, jetzt weiß ich es gewiß; aber

ich war so wütend, daß ich meine Worte nicht wägen konnte. Jedenfalls habe ich nicht von fern daran gedacht ...".

„Wer war noch im Zimmer während des Streites?"

„Nur mein Vetter Erich und der Kammerdiener."

„Der Diener hat vermutlich die Geschichte weiter verbreitet."

„Ohne Zweifel. Erich hat es gewiß nicht gethan, denn der Auftritt war ihm ebenso peinlich als mir. Er versuchte sogar, sich ins Mittel zu legen, aber das reizte den Onkel nur noch mehr."

„Wie hoch belief sich die Summe, die er Ihnen ausgesetzt hatte?"

„Tausend Pfund jährlich."

„Vermutlich war er berechtigt, Ihnen das Geld vorzuenthalten?"

„Versteht sich."

„Aber über den Grundbesitz durfte er nicht verfügen. Sie waren sein rechtmäßiger Erbe, und Sie sind augenblicklich der Besitzer von Schloß Berkly."

„Jawohl; aber bis zu diesem Augenblick habe ich noch mit keinem Gedanken daran gedacht, das können Sie mir glauben."

„Wer folgt Ihnen in der Erbschaft?"

„Mein Vetter Erich, der vier Jahre jünger ist als ich."

„Und nach diesem?"

„Ein entfernter Verwandter, den ich kaum kenne. Er steht in keinem guten Ruf, und ich weiß, daß mein Onkel und er einander nicht ausstehen konnten."

„Wie war das Verhältnis zwischen Ihrem Onkel und Ihrem Vetter Erich?"

„Es ließ viel zu wünschen übrig. Onkel hat Erichs Vater — seinen eigenen jüngsten Bruder — nie leiden

können, und auch gegen Erich war er oft unfreundlich. Er ſchalt auf ſeinen toten Vater in Gegenwart des Sohnes, nannte ihn grauſam, hinterliſtig und dergleichen. Der arme Erich litt oft ſchwer darunter. In Geldſachen behandelte ihn der Onkel großmütig; er gab ihm ebenſoviel wie mir, ließ ihn im Schloß wohnen und verſagte ihm nichts. Doch dann und wann kränkte er den armen Jungen tief mit zornigen oder höhniſchen Reden; denn Erich ſchien ihn trotz allem doch lieb zu haben."

„Was nun den Mord betrifft — an dem Abend haben Sie wohl Ihren Onkel nicht wieder geſehen?"

„Ich habe ihn überhaupt lebend nicht mehr geſehen."

„Wiſſen Sie, was er am nächſten Tage that?"

„Nur vom Hörenſagen."

„Solches Zeugnis iſt oft ſehr wertvoll, wenn auch das Gericht andrer Meinung iſt. Was hat man Ihnen geſagt?"

„Mein Onkel war ein leidenſchaftlicher Jäger; ſonſt hätte er auch ſchwerlich mit dem Oberſt Streit angefangen. Er hatte ein Birkhuhnmoor zwölf Meilen von hier gepachtet und den Anfang der Jagd verſäumte er nie. Beim erſten Hahnenſchrei machte er ſich mit ſeinem Oberförſter Lennox auf den Weg. Ich hatte auch mitkommen ſollen, aber nun begleitete ich die beiden natürlich nicht. Ganz gegen ſeine Gewohnheit kam der Onkel ſchon um zwölf Uhr zurück und ging gleich in ſein Studierzimmer. Ich ſaß gerade am Schreibtiſch und hörte ihn mit ſchweren Schritten an meiner Thür vorbeigehen. Später fand ihn Erich auf dem Sofa feſt eingeſchlafen. Kaum fünf Minuten, nachdem er ihn verlaſſen hatte, hörte ich den Schuß und ſtürzte in Onkels Zimmer."

„Haben Sie alles genau unterſucht, nachdem Sie geſehen hatten, daß Ihr Onkel tot war?"

„Nein, Erich ſchlug es vor, aber ich war dagegen. Ich habe die Thür gleich verſchloſſen und den Schlüſſel abgezogen, bis Sie kämen.“

„Selbſtmord iſt wohl ausgeſchloſſen?“

„Nach meiner Anſicht ja. Die Wunde iſt im Hinterkopf.“

„Wiſſen Sie, ob Ihr Onkel Feinde hatte?“

„Die Wilddiebe haßten ihn alle, denn er verfolgte ſie unbarmherzig. Einmal ſchoß ein Kerl nach ihm, worauf mein Onkel den Schuß erwiderte und dem Menſchen das Bein zerſchmetterte. Erſt ließ er ihn ins Spital ſchaffen, bis er geheilt war, und dann verklagte er ihn und brachte ihn auf zwei Jahre ins Gefängnis.“

„Sie glauben alſo, daß ein Wilddieb ihn ermordet hat?“ fragte Beck gelaſſen.

„Ich weiß nicht, wie er das bewerkſtelligt haben ſollte. Mein Zimmer liegt auf demſelben Gang, folglich hätte er an meiner Thür vorbeikommen müſſen. Sobald ich den Schuß hörte, ſtürzte ich hinaus, doch ſah ich niemand.“

„Vielleicht iſt der Mörder durchs Fenſter entkommen?“

„Erich ſagt mir, daß er mit dem Gärtner dicht unter dem Fenſter ſtand.“

„Wie erklären Sie ſich die Sache dann, Herr Neville?“

„Sie iſt mir ganz unerklärlich.“

„Am letzten Abend haben Sie ſich im Zorn von Ihrem Onkel getrennt?“

„Das iſt richtig.“

„Am nächſten Tage wird Ihr Onkel erſchoſſen, und man findet Sie unmittelbar darauf in ſeinem Zimmer . . .“

John Neville wurde dunkelrot, doch bezwang er ſich und nickte nur ſtumm mit dem Kopf.

Eine Weile gingen ſie beide ſchweigend nebeneinander

her. Sie waren kaum noch hundert Schritt von dem ſtattlichen Herrenhauſe entfernt, jetzt John Nevilles Eigentum, und ſahen es hoch über die Bäume emporragen, die es rings umſtanden, als der Detektiv wieder das Wort ergriff.

„Ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß die Sache recht ſchlimm für Sie ſteht, Herr Neville, ſoweit es ſich bis jetzt beurteilen läßt. Nach meinem Dafürhalten wäre es Wardles Pflicht geweſen, Sie feſtzunehmen.“

„Dazu iſt es noch nicht zu ſpät,“ war Johns kurze Antwort. „Ich ſehe ihn dort an der Hausecke und will ihm ſagen, daß Sie es für richtig halten.“

Schon wandte er ſich, um zu gehen, als Beck ihm haſtig nachrief: „Aber wie ſteht's mit dem Schlüſſel?“

John zog ihn aus der Taſche, ohne ein Wort zu ſagen; der Detektiv nahm ihn ebenſo ſtumm in Empfang und ſtieg dann allein die große ſteinerne Treppe zum Haupteingang hinauf, wobei er leiſe vor ſich hinpfiff.

An der Thür kam ihm Erich entgegen, dem der Kutſcher ſeine Ankunft gemeldet hatte.

„Sie haben wohl noch nicht zu Mittag gegeſſen, Herr Beck?“ fragte er höflich.

„Erſt das Geſchäft, dann das Vergnügen. Im Zug habe ich ein paar Biſſen zu mir genommen. Kann ich vielleicht den Förſter Lennox auf fünf Minuten allein ſprechen?“

„Gewiß. Ich werde ihn gleich hierher ins Bibliothekzimmer ſchicken.“

Lennox, ein hochſchultriger, langbeiniger älterer Mann trat mit befangener Miene ein. Offenbar fühlte er ſich ſehr unbehaglich in Gegenwart des Londoner Detektivs.

„Setzen Sie ſich, Lennox, ſetzen Sie ſich,“ ſagte Beck mit ſo freundlicher Stimme, daß ſchon der natürliche, gutmütige Ausdruck dem Mann Vertrauen einflößte. „Nun

sagen Sie mir, warum Sie heute morgen so früh von der Jagd nach Hause gekommen sind."

„Ja, das kam daher, weil der gnädige Herr mir sagte: ‚Lennox, ich hab' die Narretei satt — ich geh' heim.' Und wir waren doch kaum zwei Stunden draußen."

„Gab's denn kein Wild?"

„Birkhühner die schwere Menge, es war alles schwarz davon."

„Also lag's am Jäger?"

„Was, am gnädigen Herrn?" rief Lennox, der vor Erregung alle Befangenheit vergaß. „Einen besseren Schützen hat es weit und breit nicht gegeben. Noch aus der guten alten Schule, wissen Sie. Zahme Fasanen zu schießen, war nicht nach seinem Geschmack. Er nahm auch die Hunde mit, um das Wild aufzuspüren. Und seinem alten Vorderlader blieb er bis ans Ende treu. ‚Halt das Gewehr fest, und ziele gut, Lennox,' pflegte er zu sagen, ‚dann trifft es sicherer und weiter als alle die neumodischen Dinger, auch setzt sich der Rost nicht an, so daß man's nicht alle Augenblicke zu putzen braucht.'

„‚So geht's schneller, Onkel,' sagten die jungen Herren, wenn sie ihre elenden Hinterlader abknallten.

„‚Dann schafft nur gleich die Hunde ab,' gab er zur Antwort. ‚Was braucht ein Hund zu lernen auf den Schuß zu passen, wenn ihr die Patronen so rasch verschießt, wie ein Hahn die Körner aufpickt.' Einen so sicheren Schützen wie den gnädigen Herrrn gab's nicht zum zweitenmal, wenn er bei kaltem Blut war. Leute, die sich wer weiß was auf ihre Kunst zu gute thaten, konnten's nicht mit ihm aufnehmen."

„Weshalb hat er denn da die schöne Jagdbeute im Stich gelassen?"

„Erstens war es siedeheiß; aber das that eigentlich nichts

zur Sache. Wenn der gnädige Herr aufgelegt war, ging er durch Feuer und Waſſer. Den ganzen Morgen über war er aber furchtbar hitzig und in der niederträchtigſten Laune; da kann kein Menſch gut ſchießen. Als Flora einen Flug Vögel aufjagte — ſie iſt noch jung und es war nicht ihre Schuld, denn ſie lief gerade mit dem Wind — riß der Herr gleich das Gewehr von der Schulter, um ſie totzuſchießen. Fünf Minuten ſpäter fand ſie ein Volk Rebhühner, ſaß aber ſtockſtill und rührte ſich nicht. Rechts und links flogen ſie vor dem Herrn auf, doch er ſchoß immer vorbei; ich hatte ſo etwas bei ihm noch gar nicht erlebt. ‚Mich ſelbſt ſollte ich totſchießen und nicht den Hund,‘ brummte er, während er mich das Gewehr wieder laden ließ. Als ich die Zündhütchen aufgeſetzt und das Pulver eingeſchüttet hatte, ſtieß er einen Fluch aus, ſagte, er habe die Geſchichte ſatt, und ſtampfte querfeldein nach der Stelle, wo der Jagdwagen wartete. Die Hühner flogen vor ſeinen Füßen auf, aber er that keinen Schuß mehr und fuhr geradeswegs nach Hauſe. Als wir ankamen, wollte ich zuerſt das Gewehr abfeuern oder die Ladung herausziehen. Aber er ſagte, ich ſollte mich zum Henker ſcheren, und nahm die Flinte geladen, wie ſie war, mit hinauf in ſein Studierzimmer, das niemand betreten durfte, den er nicht beſonders rufen ließ. Als ich 'ne Stunde drauf den Schuß hörte, wußte ich gleich, daß es der alte Vorderlader war; unter Tauſenden würde ich ihn heraushören! Natürlich lief ich ſo raſch ich konnte . . .“

Hier wurden ſie von Erich Neville unterbrochen, der erhitzt und aufgeregt ins Zimmer ſtürzte.

„Herr Beck,“ rief er, „das iſt ja ſchauderhaft! Der Konſtabler Wardle hat meinen Vetter John ſoeben verhaftet, da er verdächtig ſei, den Onkel vorſätzlich ermordet zu haben.“

Beck ſchaute aufmerkſam in das gerötete Geſicht des jungen Mannes und winkte beruhigend mit der Hand.

„Sie müſſen das nicht ſo ſchwer nehmen, Herr Neville. Wenn ſich auch Ihr Gefühl dagegen empört, ſo läßt es ſich doch nicht ändern. Wardle hat nur ſeine Pflicht gethan. Sie wiſſen ja ſelbſt, daß ſtarke Verdachtsgründe vorliegen, und in ſolchen Fällen iſt es für alle Teile am beſten, regelrecht zu verfahren.“

Beck ſchickte nun Lennox fort, der bei der Nachricht von John Nevilles Verhaftung die Augen weit aufriß und wie verſteinert dageſtanden hatte. Dann wandte er ſich wieder an Erich: „Ich möchte jetzt gern das Zimmer ſehen, wo die Leiche liegt,“ ſagte er mit ſo vollkommener Ruhe, daß ſeine Gelaſſenheit ihre Wirkung auf den jungen Mann, der kaum dem Knabenalter entwachſen war, nicht verfehlte. Seine Aufregung nahm ſichtlich ab.

„Mein Vetter hat den Schlüſſel,“ ſagte er; „ich will ihn holen.“

„Das iſt nicht nötig,“ rief ihm Beck nach, denn er war ſchon halbwegs zur Thür hinaus. „Seien Sie nur ſo gut, mir das Zimmer zu zeigen, den Schlüſſel habe ich ſchon.“

Erich unterdrückte ſeine Verwunderung und führte den Detektiv die Treppe hinauf bis zu der verſchloſſenen Thür. Als er jedoch im Begriff ſtand, ihm halb unbewußt, wie es ſchien, ins Zimmer zu folgen, hielt ihn Beck zurück.

„Wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Neville, ſo möchte ich lieber allein bleiben. Ich habe gefunden, daß ich dann genauer zuſehen und klarer denken kann. Schüchtern bin ich nicht gerade, aber das iſt ſo meine Gewohnheit.“

Während er ſo ſprach, ſchloß er die Thür leiſe, drehte innen den Schlüſſel um und ließ ihn im Schloß ſtecken.

Sobald er ſich allein ſah, warf er ſein gleichmütiges

Weſen ab, wie eine unbequeme Maske. Er preßte die Lippen zuſammen, ſeine Augen funkelten, ſeine Muskeln und Sehnen ſpannten ſich vor Erregung; er glich einem Jagdhund, der ſich auf ſeine Beute ſtürzen will.

Daß kein Selbſtmord vorliege, erkannte er beim erſten Blick auf die Leiche. So weit wenigſtens hatte John Neville die Wahrheit geſprochen. Der Hinterkopf war durch den ſcharfen Schuß aus unmittelbarer Nähe förmlich zerſchmettert; zwiſchen dem grauen, von Blut durchtränkten Haar kamen kleine, weiße Knochenſplitter zum Vorſchein. Auf dem Teppich hatte ſich eine dunkle Blutlache gebildet, und in der dumpfen Zimmerluft ſpürte man den Blutgeruch.

Der Detektiv ſchritt auf den Tiſch zu, wo das Gewehr lag, ein ſchöner altmodiſcher Vorderlader, deſſen Lauf noch auf den Toten gerichtet war. Doch ſeine Aufmerkſamkeit wurde durch eine bis an den Rand gefüllte Waſſerkaraffe aus klarem Glas abgelenkt, die auf einem Buch in einiger Entfernung von dem Gewehr zwiſchen dieſem und dem Fenſter ſtand. Beck nahm die Flaſche vom Tiſch und koſtete das Waſſer mit der Zungenſpitze. Es ſchmeckte ſeltſam abgeſtanden und wie gekocht, doch konnte er keine fremden Beſtandteile darin entdecken. Im ganzen Zimmer lag dicker Staub, nur der Deckel des Buches, auf dem die Flaſche geſtanden hatte, war faſt ſtaubfrei. Offenbar gehörte das Buch in die dritte Reihe des Bücherſchranks, wo Beck eine Lücke bemerkte. Nachdem er ſich noch raſch im Zimmer umgeſehen hatte, trat er ans Fenſter. Hier zeichnete ſich auf dem Tiſchchen ein deutlicher, runder Kreis in der Staubſchicht ab. Als Beck die Karaffe dorthin ſtellte, paßte ihr runder Boden genau in den Kreis. Während er noch am Fenſter ſtand, fielen ihm mehrere Papierſtückchen ins Auge, die zuſammengeknüllt in der

Ecke lagen. Er hob ſie auf, ſtrich ſie glatt und ſah, daß lauter kleine runde Löcher hineingebrannt waren. Nachdem er die verbrannten Stellen mit dem Vergrößerungsglas betrachtet hatte, legte er die Papierſtückchen ſorgfältig aufeinander und ſchob ſie dann ebenſo ſorgfältig in ſeine Weſtentaſche.

Nun kehrte er wieder zu dem Gewehr zurück und betrachtete es mit großer Gründlichkeit. Der rechte Lauf war kürzlich abgefeuert worden; der linke war noch geladen. Dabei machte er eine ſeltſame Entdeckung. Bei beiden Läufen war der Hahn nur halb aufgezogen. Auf dem Piſton des linken Laufs glänzte das kupferne Zündhütchen, auf dem rechten dagegen fehlte die kleine Kapſel.

Wie hatte der Mörder das Gewehr ohne Zündhütchen abfeuern können? Und wozu hatte er ſich nach verübter Miſſethat noch die Zeit genommen, den Hahn in Ruhe zu ſetzen? —

War es Beck gelungen, dies Rätſel zu löſen? — Ein grimmiges Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, und ſeine Augen nahmen einen unheimlichen Ausdruck an, der dem unbekannten Mordgeſellen wenig Gutes weisſagte. Er trug das Gewehr nun ans Fenſter und unterſuchte es ſorgfältig mit dem Vergrößerungsglas. In dem Kolben bemerkte er eine feine dunkle Linie, die am Piſton des rechten Laufs endigte und ausſah, als wäre ſie mit der Spitze einer glühenden Nadel gezeichnet.

Ruhig legte Beck das Gewehr wieder auf den Tiſch. Die ganze Unterſuchung hatte kaum zehn Minuten gedauert. Er warf noch einen Blick nach der regungsloſen Geſtalt auf dem Sofa, dann öffnete er die Thür, verſchloß ſie wieder hinter ſich und ging mit derſelben unergründlichen Miene den Korridor wieder hinunter, den er vor zehn Minuten in heiterer Ruhe heraufgekommen war.

Oben an der Treppe wartete Erich auf ihn.

„Nun?“ fragte er, ſobald er des Detektivs anſichtig wurde.

Beck überhörte die Frage gefliſſentlich.

„Zunächſt muß die Totenſchau gehalten werden,“ ſagte er. „Je früher das geſchieht, um ſo beſſer wird es ſein.“

„Sie kann gleich morgen früh ſtattfinden, wenn Sie es wünſchen. Mein Vetter John hat bereits einen Boten an Herrn Morgan, den Kronrichter und Leichenbeſchauer, geſchickt, der nur fünf Meilen von hier wohnt. Er wird ſich um zwölf Uhr einfinden. Die Totenſchaukommiſſion können wir ohne Schwierigkeit im Dorfe ſelbſt wählen.“

„Schön, ſchön,“ ſagte Beck, ſich die Hände reibend, „wir thun am beſten, die Vorbereitungen recht raſch und in aller Stille zu treffen.“

„Ich habe ſoeben zu dem hieſigen Anwalt geſchickt, um uns ſeinen Rechtsbeiſtand für meinen Vetter zu ſichern. Er iſt zwar kein großes Licht, fürchte ich, aber der beſte, den man in kurzer Friſt bekommen kann.“

„Das war von Ihrer Seite ſehr richtig und vorſorglich gehandelt. Aber der Anwalt kann in einem Fall, wie dieſer, nicht viel thun. Wir müſſen uns an die Beweiſe halten, die hier leider nur allzudeutlich ſprechen. — Wenn es Ihnen recht iſt,“ fuhr Beck lebhaft fort, indem er eine Gebärde machte, als wolle er das unangenehme Geſprächsthema beiſeite ſchieben, „ſo würde ich jetzt gern die kleine Mahlzeit einnehmen, von der Sie vorhin ſprachen.“

Der Geheimpoliziſt ließ ſich die beiden Birkhühner — die der Tote auf ſeiner letzten Jagd geſchoſſen hatte — nebſt einer Flaſche alten Burgunders trefflich ſchmecken. Er war in der beſten Laune und erzählte Erich beim Nachtiſch einige ſeiner wunderbaren Erlebniſſe, was den jungen Mann etwas von ſeinem ſichtlichen Kummer um den

Onkel und ſeiner Beſorgnis für den Vetter zu erleichtern ſchien.

John Neville blieb indeſſen die ganze Zeit über in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, während vor der Thür der Konſtabler Wache hielt.

Am nächſten Tage fand die Gerichtsverhandlung um halb ein Uhr in der Bibliothek ſtatt. Der Kronrichter, ein breitſchulteriger Mann mit rotem Geſicht und ſehr leutſeligem Weſen, war pünktlich eingetroffen. Die Kommiſſion hatte die Leiche gründlich in Augenſchein genommen, nicht ohne ein gewiſſes mit Grauen gemiſchtes Ergötzen an dem ſchrecklichen Anblick. Beck verſah dabei, als verſtände ſich das von ſelbſt, das Amt eines Ceremonienmeiſters und Beiſitzers des Gerichts. „Nehmen Sie das Gewehr lieber mit hinunter," ſagte er, als ſich die Kommiſſion anſchickte, das Totenzimmer zu verlaſſen.

„Jawohl, jawohl," erwiderte der Kronrichter.

„Auch die Waſſerflaſche."

„Es liegt doch nicht etwa ein Verdacht wegen Vergiftung vor?"

„Man thut immer gut daran, nichts als feſtſtehend anzunehmen," ſagte Beck mit Entſchiedenheit.

„O gewiß, ganz wie Sie wünſchen," entgegnete der Kronrichter verbindlich. „Bringen Sie auch die Waſſerflaſche hinunter, Konſtabler!"

Das große Zimmer war gedrängt voll; viele Leute aus der Nachbarſchaft, beſonders die Pächter der zu Berkly gehörigen Güter und die kleinen Ladenbeſitzer des Ortes hatten ſich eingefunden. — An einem Ende des Zimmers ſtand der Tiſch, an welchem der Kronrichter den Vorſitz führte; auch der unvermeidliche Berichterſtatter des Lokalblattes hatte dort Platz genommen. Rechts davon war eine doppelte Reihe Stühle für die Geſchworenen aufgeſtellt.

Dieſe kamen eben von der Leichenſchau zurück, als man draußen auf dem Kieswege Rädergeraſſel hörte und ein leichter Zweiſpänner am Haupteingang vorfuhr.

Gleich darauf trat ein ſtattlicher Herr mit militäriſchem Anſtand ein, am Arm ein junges Mädchen führend, das er mit rührender Zärtlichkeit zu ſtützen bemüht war. Des Mädchens Geſicht war bleich, aber wunderlieblich anzuſchauen; ſie glich einem wilden Röschen und hatte die ſchönſten Rehaugen.

Daß dies Oberſt Peyton und ſeine Tochter waren, wußte Beck, ohne daß er danach zu fragen brauchte. Er hatte den ſchüchternen Blick voll Liebe und Mitleid geſehen, mit dem die junge Dame John Neville ſtreifte, als ſie an dem Tiſche vorbeikam, wo er, den Kopf in die Hände vergrabend, ſaß. Des Detektivs Miene verfinſterte ſich einen Augenblick, als habe er einen unbeugſamen Entſchluß gefaßt; aber gleich darauf nahm er wieder ſeinen gewöhnlichen heiteren und gutmütigen Ausdruck an.

Mit dem Gärtner, dem Förſter und dem Kammerdiener ſtellte der Kronrichter ein kurzes Verhör an, worauf der Anwalt Waggles, den Erich vorſorglich gebeten hatte, ſeinem Vetter als Verteidiger zu dienen, noch ein ziemlich ungeſchicktes Kreuzverhör mit ihnen vornahm.

Während der Verdacht gegen John Neville allmählich zur entſetzlichen Gewißheit wurde, erbleichte das junge Mädchen, das in der fernſten Ecke des Zimmers ſaß, mehr und mehr. Hätte ihr Vater ſie nicht geſtützt, ſie wäre umgeſunken.

„Wünſcht John Neville perſönlich zum Verhör zugelaſſen zu werden?“ fragte der Kronrichter, nachdem er des Dieners Ausſage über den Streit des vergangenen Abends zu Papier gebracht hatte.

„Nein,“ ſagte der Anwalt; „ich erſcheine für Herrn

John Neville, den Angeklagten. Wir behalten uns die Verteidigung vor."

„Ich weiß wirklich nichts weiter zu ſagen, als was ſchon geſagt worden iſt," fügte John Neville ruhig hinzu.

Waggles warf ſich in die Bruſt. „Herr Neville, ich muß Sie ſehr bitten, ſich mir ganz anzuvertrauen."

„Erich Neville!" rief jetzt der Kronrichter. „Ich glaube, dies iſt der letzte Zeuge."

Erich trat vor und legte die Hand auf die Bibel. Er war bleich, aber ruhig und gefaßt. Der aufrichtige Kummer, der aus ſeinen dunklen Augen und dem leiſen Ton ſeiner Stimme ſprach, rührte jedes Herz — nur eines nicht.

Seine Ausſage war kurz und klar. Daß er ſich aufs äußerſte bemühte, den Vetter in Schutz zu nehmen, ließ ſich nicht verkennen. Aber trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, war ſein Zeugnis furchtbar belaſtend für John Neville.

Die Antworten auf alle Fragen, welche die Schuld ſeines Vetters beſtätigten, mußten Erich von dem Kronrichter förmlich mit Gewalt entriſſen werden.

Höchſt widerſtrebend berichtete er von dem Streit, der am Abend zuvor bei Tiſche ſtattgefunden hatte.

„War Ihr Vetter ſehr aufgebracht?" fragte der Richter.

„Er hätte kein Menſch ſein müſſen, wenn ihn ſolche Ausdrücke nicht gereizt hätten."

„Was hat er geſagt?"

„Auf alles, was er geſagt hat, kann ich mich nicht beſinnen."

„Hat er zu Ihrem Onkel geſagt: ‚Nun, du kannſt auch nicht ewig leben'?"

Keine Antwort.

„Reden Sie, Herr Neville! Sie haben geſchworen, die Wahrheit zu ſagen."

In kaum hörbarem Flüſterton erfolgte ein: „Ja!"

„Ich bedaure, wenn es Ihnen Schmerz bereitet; aber ich muß meine Pflicht thun. Nicht wahr, als Sie den Schuß hörten, sind Sie gleich nach dem Zimmer Ihres Onkels gestürzt — etwa fünfzig Schritte weit?"

„Ja, ungefähr."

„Wen fanden Sie dort über den Toten gebeugt?"

„Meinen Vetter mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes, wie mir schien."

„Sonst sahen Sie niemand?"

„Nein!"

„Ihr Vetter ist, soviel ich weiß, der Erbe der Nevilleschen Güter; das heißt, sie gehören ihm jetzt."

„Ja, ich glaube."

„Das genügt. Sie können abtreten."

Während dieser Fragen und Antworten, die John Neville Schritt für Schritt dem Galgen näher brachten, herrschte eine erwartungsvolle Stille unter der dicht gedrängten Menge. Als das Verhör zu Ende war, schienen alle tief Atem zu holen. Die Spannung war vorüber, allein die Aufregung dauerte fort.

Als Erich von dem Kronrichter entlassen wurde, begann Beck ein Kreuzverhör mit ihm anzustellen, als verstünde sich das ganz von selbst. „Weshalb sagen Sie, daß Sie *glauben*, Ihr Vetter sei der Erbe Ihres Onkels. *Wissen* Sie es denn nicht?" Aber jetzt that Waggles Einspruch.

„Das kann wirklich nicht gestattet werden," wandte er sich an den Kronrichter. „Es ist gegen alle Ordnung. Dieser Herr ist weder eine Gerichtsperson, noch vertritt er die Parteien; er hat also kein Recht, gehört zu werden."

Beck wußte selber nur zu gut, daß er vom gesetzlichen Standpunkte aus hätte schweigen müssen. Aber seine ruhige Zuversicht und die Kaltblütigkeit, mit der er das Recht für

sich in Anspruch nahm, machten, daß der Kronrichter für ihn eintrat.

„Soviel ich weiß," sagte er, „ist Herr Beck direkt von London hierher berufen worden, um den Fall zu untersuchen. Wenn er noch irgend welche Fragen zu stellen wünscht, werde ich ihn gewiß nicht daran hindern."

„Danke verbindlichst," sagte Beck in trockenem Geschäftston. Dann wandte er sich an den Zeugen: „Wußten Sie nicht, daß John Neville der nächste Erbe von Schloß Berkly ist?"

„Natürlich weiß ich es."

„Und wenn John Neville an den Galgen kommt, so gehört das Besitztum Ihnen?"

Die rohe Deutlichkeit dieser Frage kam allen verletzend vor.

Waggles fuhr erregt von seinem Stuhle auf; aber Erich antwortete so ruhig wie bisher: „Das klingt sehr hart und grausam."

„Aber es ist wahr?"

„Das läßt sich nicht leugnen."

„Gehen wir zu etwas anderm über. Haben Sie das Gewehr untersucht, als Sie in das Zimmer kamen, nachdem der Mord begangen war?"

„Ich streckte die Hand danach aus, allein mein Vetter hielt mich zurück. Er wünschte, daß alles in dem Zimmer unberührt bleiben sollte; deshalb verschloß er die Thür und nahm den Schlüssel mit fort. Später habe ich das Zimmer nicht wieder betreten."

„Haben Sie das Gewehr genau angesehen?"

„Nicht besonders."

„Ist Ihnen aufgefallen, daß der Hahn bei beiden Läufen nur halb gespannt war?"

„Nein!"

„Haben Sie bemerkt, daß an dem Piſton des rechten Laufs, der eben abgefeuert worden war, das Zündhütchen fehlte?“

„Nein!“

„Sahen Sie auch die feine eingebrannte Linie nicht, die im Holz des Gewehrkolbens bis zu dem rechten Piſton hinläuft?“

„Nein!“

„Sehen Sie einmal genau hin. Bemerken Sie die Linie jetzt?“

„Ja, zum erſtenmal.“

„Sie können ſich wohl nicht erklären, wie ſie entſtanden iſt?“

„Nein!“

„Gewiß nicht?“

„Ganz gewiß nicht.“

Die Zuhörer folgten dem ſonderbaren, ſcheinbar ganz nutzloſen Kreuzverhör mit atemloſer Spannung, doch ohne das geringſte Verſtändnis.

Erichs Antworten klangen feſt und klar; aber wer ihn näher anſah, bemerkte, daß ihm die Lippen bebten und er ſich aufs äußerſte anſtrengen mußte, um ſeine Ruhe zu bewahren.

Es lag auch in Becks Ton und Weſen bei aller äußeren Gelaſſenheit ein leiſer Anflug von feindſeliger Geſinnung, der für den Zeugen höchſt peinlich war.

„Gehen wir zu etwas anderm über,“ ſagte Beck. „Als Sie in Ihres Onkels Zimmer waren, ehe der Schuß erfolgte, haben Sie da ein Buch aus dem Schranke genommen und es auf den Tiſch gelegt?“

„Daran erinnere ich mich wirklich nicht mehr.“

„Weshalb nahmen Sie die Waſſerflaſche vom Fenſter und ſtellten ſie auf das Buch?“

„Ich hatte Durſt und wollte trinken.“

„Aber die Flaſche war noch voll bis zum Rand.“

„Vielleicht wollte ich ſie aus der heißen Sonne nehmen.“

„Sie ſetzten ſie doch auf den Tiſch, wo die Sonne ebenſo heiß ſchien.“

„Ich kann mich auf alle dieſe Kleinigkeiten wirklich nicht mehr beſinnen.“

Seine Selbſtbeherrſchung fing jetzt an, ihn zu verlaſſen.

„Gehen wir dann zu etwas anderm über,“ ſagte Beck zum drittenmal. — Er zog die kleinen Papierſtückchen mit den eingebrannten Löchern aus der Weſtentaſche und reichte ſie dem Zeugen hin.

„Wiſſen Sie vielleicht etwas hiervon?“

Eine Sekunde lang ſchwieg Erich; ſeine Lippen zogen ſich krampfhaft zuſammen. Dann erfolgte ſeine Antwort kurz und klar: „Ganz und gar nichts!“

„Haben Sie jemals zu Ihrer Unterhaltung Verſuche mit dem Brennglas gemacht?“

Beck ſtieß dieſe anſcheinend ſo einfache Frage plötzlich heraus wie einen Piſtolenſchuß.

„Nein, das geht zu weit!“ fiel hier Waggles ein; „für ſolche Poſſen iſt der Gerichtshof nicht da.“

„Mir ſcheint, die Frage gehört nicht zur Sache, Herr Beck,“ bemerkte der Richter mit leiſem Tadel.

„Bitte, ſehen Sie den Zeugen an,“ gab Beck finſter zur Antwort; „er hält die Frage offenbar nicht für überflüſſig.“

Aller Augen wandten ſich nach Erich hin. Sein Geſicht war aſchfahl; ſein Mund ſtand offen; Furcht und Grauen ſprach aus ſeinen Blicken.

„Haben Sie je zu Ihrer Unterhaltung Verſuche mit dem Brennglas gemacht?“ wiederholte Beck erbarmungslos.

Keine Antwort.

„Wiſſen Sie, daß man ſolche Waſſerflaſchen als vorzügliches Brennglas benützen kann?“

Noch immer keine Antwort.

„Iſt Ihnen bekannt, daß man ſich ſchon öfter eines Brennglaſes bedient hat, um eine Kanone oder ein Gewehr abzufeuern?“

Da endlich brach Erich das Schweigen; anſcheinend wider Willen kamen ihm die Worte über die Lippen. Seine Stimme hatte einen rauhen, harten, kaum noch menſchlichen Klang. Solche Töne hat man wohl in alten Zeiten in der Folterkammer gehört, wenn die Qualen dem Gemarterten unerträglich wurden.

„Sie hölliſcher Bluthund!“ ſchrie er. „Verflucht — Sie haben alles entdeckt. Ja, ich geſtehe es — ich bin der Mörder!“

Er ſtürzte ohnmächtig zu Boden.

„Und die Sonne haben Sie zu Ihrer Mitſchuldigen gemacht!“ ſagte Beck mit unerſchütterlicher Ruhe.

Der Hund und der Doktor.

Beck kam aus dem beliebten Badeort Mount Eagle, wo er die letzten vierzehn Tage höchst nützlich und angenehm verbracht hatte. Er fuhr auf seinem Zweirad den steilen Berg hinunter, an dem das hübsche Dörfchen Ballyduff liegt; da sah er einen Leichenzug, der sich durch die Straßen bewegte, und sein Interesse war sofort rege. Es war nämlich ein sehr sonderbares Begräbnis, denn nur drei Personen beteiligten sich daran, was in Irland selten ist. Auf einem Außenplatz des Leichenwagens saß ein rotwangiger, gutmütiger Herr in mittleren Jahren, angethan mit strahlend weißer Schärpe und einem weißleinenen Band um den Hut. Beck vermutete in ihm sofort den Ortsmedikus, und darin hatte er recht. Ein gewisses Behagen ließ sich ganz deutlich in den Zügen des Mannes erkennen, die scheinbar eine kummervolle Miene zur Schau trugen, wie es die Gelegenheit verlangte. Ein paar Schritt hinter dem Doktor kam der hübscheste junge Mann, den Beck je gesehen hatte, und Beck verstand sich sowohl auf männliche als auf weibliche Schönheit. Er war gut gewachsen, sah gesund und kräftig aus und hatte kraus gelocktes dunkles Haar, dazu blauschwarze irische Augen. Zwar trug er nicht wie der Doktor alle äußeren Zeichen der-

Trauer an ſeinem Anzug, aber über ſeinem ſchönen Geſicht lag eine Wolke des Kummers und der Unzufriedenheit, die, obwohl ſie zu einem Begräbnis gut paßten, dem Jüngling ſonſt fremd zu ſein ſchienen.

Den Schluß des Zuges bildete eine dicke, ältliche Frau, die einen ſchweren blauen Tuchmantel trug und ein wollenes Tuch um den Kopf hatte, trotzdem die Strahlen der Herbſtſonne heiß in der Luft zitterten und auf dem trockenen weißen Weg brannten. Während des Gehens ließ ſie den Roſenkranz durch die Finger gleiten, aber ihre Augen hingen unverwandt voll Mitgefühl an dem ſchönen Kopf und den breiten Schultern des jungen Mannes, der vor ihr herging.

Beck fuhr vollends den Berg hinunter und langte am Kirchhof an, als der Leichenwagen durchs Thor fuhr. Er lehnte ſein Rad an einen Pfoſten und blieb geduldig daneben ſtehen, bis die kurzen Ceremonien, mit denen der Menſch der Erde zurückgegeben wird, vorüber waren.

Als die männlichen Leidtragenden wieder herauskamen und ſich, ohne ein Wort zu wechſeln, nach verſchiedenen Richtungen entfernten, ſah ſich Beck beide ganz genau an. Die Frau ſprach noch ein halbes Dutzend Gebete an dem neuen Grabe, dann ging auch ſie vorüber an ihm und Beck redete ſie an: „Entſchuldigen Sie, Madame," ſagte er in ſeiner offenen, herzlichen Weiſe, die allen Leuten einen ſo guten Eindruck machte. „Ich bin fremd in der Stadt. Wären Sie wohl ſo gut, mir zu ſagen, welches hier das beſte Gaſthaus iſt?"

„Recht gern; aber das beſte iſt noch immer ſchlecht genug," war ihre höfliche Antwort. „Sehen Sie, da haben wir Boylans Gaſthof — das heißt vor drei Wochen hieß es ſo; jetzt muß man ‚Hotel erſter Klaſſe' ſagen. Jawohl — erſter Klaſſe! Ich möchte wiſſen, was daran erſter Klaſſe iſt außer den Rechnungen! Und dann gibt's noch —"

„Ich möchte nur ein recht stilles Haus wissen."

„Bleiben Sie denn eine Weile?"

„Vielleicht vierzehn Tage."

„Na, wenn das so ist, da könnte ich Sie am Ende selbst unterbringen. Ich hab' ja noch die zwei Zimmer frei, in denen der dort" — sie zeigte mit dem Daumen nach dem Kirchhof — „an die dreißig Jahre gewohnt hat. Sie sind ganz anständig und sauber, wenn ich's auch selbst sagen muß, und gar nicht sehr teuer."

„Könnte ich sie wohl sehen?"

„Freilich; ich geh' jetzt gleich nach Hause."

Beck führte sein Rad, an dessen Lenkstange der Reisesack hing, während eine Angelrute hinter der Lampe festgeklemmt war, langsam die stille Straße hinunter, neben der Frau her, die schneller schwatzen als laufen konnte.

„Es sieht jetzt ein bissel unordentlich aus," fuhr sie fort, „denn der Alte hatte eine so sonderbare Krankheit, nichts Ansteckendes — ne, da dürfen Sie sicher sein — nur wenn der Anfall kam, so ein bissel wild. Aber in einer Stunde soll alles in Ordnung und blitzblank sein. — Das war einmal ein komisches Begräbnis, nicht?" war ihre nächste Bemerkung.

Beck nickte.

„Ja, ja, und der Mann, der gestorben ist, war auch sonderbar und sein Tod auch. Sie haben wohl in der Fremde nichts von dem alten Michael Feely gehört? So hat er geheißen, und ich kann Sie versichern, ein ganz gemeiner alter Geizhals ist er gewesen. Gott verzeih' mir die Sünde! Von den Toten soll man nichts Böses sagen. Friede seiner Asche!"

„Er ist reich gewesen?"

„Haben Sie reich gesagt? Na, reich ist da nicht genug. Er hat sich im Geld gewälzt, sag' ich Ihnen. Zuerst war

er ein Wucherer und Geldverleiher, dann hat er das ‚Gütergrapſen' angefangen, wie wir's hierzulande nennen. Er hat die ganze Gegend hier herum aufgekauft, immer ein Gut nach dem andern, wenn einer von den Vornehmen zu Grunde ging. Dann mußten die Pächter, die armen Kerle, immer die doppelte Pacht bezahlen. Zuletzt hat er vier große Häuſer gehabt und die Domänen dazu, aber er iſt immer bei mir wohnen geblieben, wo's ſo billig war. Und über einen Heller hat er mehr hin und her geredet, als unſereins um einen Thaler. Wie oft hat er zu mir geſagt: ‚Frau Muldoon, heut früh haben die Fiſcher einen guten Makrelenfang gethan' — das beobachtete er immer von ſeinem Fenſter aus. ‚Wenn ſo viele da ſind, ſollten ſie billig ſein. Ich möchte wohl eine zum Frühſtück haben. Aber geben Sie nicht mehr als fünf Pfennig dafür und ſuchen Sie die ſchönſte aus. Das letzte Mal haben Sie fünfzehn bezahlt; das war eine rechte Verſchwendung, Frau Muldoon.' Verſchwendung, Verſchwendung, Verſchwendung, das war immer ſein Lieblingswort. Was hilft ihm nun all ſein Geld? — Jetzt iſt er tot."

Mittlerweile waren ſie an Frau Muldoons wohlgepflegtem Häuschen angelangt, das vom Uferrand etwas entfernt ſtand, die Rückſeite der Stadt und die Front dem Meere zugewendet. Es hatte vorn einen kleinen, hinten einen großen Garten; in beiden blühte eine Fülle altmodiſcher leuchtender und duftender Blumen.

Die Möbel in dem hübſchen kleinen Wohnzimmer ſtanden allerdings alle kreuz und quer. Ein Stuhl und eine Porzellanvaſe lagen zerbrochen am Boden.

„Nur ein Augenblickchen, dann iſt alles wieder hergerichtet," ſagte Frau Muldoon. „Ich habe keine Minute Zeit gehabt die ganze letzte Woche. Das da hat er erſt bei ſeinem letzten Anfall zerbrochen," ſagte ſie entſchuldigend.

„Aber getrunken hat er nicht etwa, nein, das muß ich sagen, er war immer ein nüchterner Mann. Er hätt's auch gar nicht übers Herz gebracht. Bei ihm war's zuletzt das konträre Gegenteil, wenn er irgend etwas zu trinken sah, und wenn's nur unschuldiges kaltes Wasser war, geriet er ganz außer sich. Er hat selbst den kalten Wind, der übers Meer blies, nicht vertragen können; er hatte so 'ne Hundekrankheit — wie sagt man denn?"

„Wasserscheu?"

„Ja, ja. Sein eigenes kleines Hündchen, Jack, hat ihn vor ungefähr sechs Wochen gebissen. Aber ich bin recht langweilig mit meinem Geschwätz! Sie hätten gewiß lieber ein bissel was zu essen und zu trinken nach Ihrer Fahrt auf dem sonderbaren Schubkarren da."

„Setzen Sie sich doch, Frau Muldoon," sagte Beck sehr freundlich. „Sie haben mehr Grund, müde zu sein als ich. Ich versichere Sie, Ihre Geschichte interessiert mich sehr."

Und das war die reine Wahrheit; Beck interessierte sich für Klatschgeschichten, als wenn er eine alte Jungfer wäre. Das erwärmte Frau Muldoons Herz sogleich für den fremden gutmütigen Herrn.

„Bitte, nur noch ein Augenblickchen," sagte sie und ging nach der Thür.

„Marie!" rief sie in die Küche hinunter. „Mach doch gleich ein Kotelett zurecht und koche eine Tasse Thee."

Dann wandte sie sich fragend zu Beck: „Vielleicht hätten Sie lieber eine Flasche Bier oder einen Schluck Whisky? Ich habe einen ganz guten Tropfen im Haus."

„Nein, ich möchte um Thee bitten, wenn Sie mir Gesellschaft leisten wollen. — Der alte Mann ist also an der Wasserscheu gestorben. Sagten Sie nicht so?"

Frau Muldoon knüpfte ihren Mantel los und nahm

das Tuch vom Kopf, ſtrich ſich mit beiden Händen das Haar glatt und ſetzte ſich im Lehnſtuhl zurecht, zu einem guten, langen Schwatz.

„Sie können mir glauben, ſo war's; und der greuliche Köter war noch dazu das einzige Geſchöpf, dem der alte Mann was zu liebe that. Er hat ihn eigenhändig gefüttert und Tag und Nacht nicht aus den Augen gelaſſen. Aber ſo geht's immer in der Welt, das hab' ich ſchon zu Frau Mullarkey geſagt. Ich erinnere mich noch gut, wie die ganze Geſchichte vor über drei Monaten angefangen hat. Es war Mai, als Doktor Kilkaddy ſeinen Beſuch machte. Er iſt nämlich ein naher Verwandter von dem alten Mann, hat aber ein ganz andres Weſen als dieſer. Man kann lange ſuchen, bis man wieder einen ſo netten, vergnügten Mann findet wie den Doktor, der für arm und reich immer ein gutes Wort hat. Als er ſah, daß der Alte das Hündchen auf den Knieen hielt, das nicht einmal einen Maulkorb um hatte, wie's vorgeſchrieben iſt, da war der Doktor ganz außer ſich. Denn er iſt ganz beſonders geſchickt in der Hundekrankheit, der —"

„Waſſerſcheu."

„Danke beſtens. Er hat einen jungen Mann, der ſie beinahe bekommen hätte, dadurch kuriert, daß er ihn zu Paſteur nach Paris gebracht hat, und nachher ſoll er noch einen andern kuriert haben, der ſich immer Stecknadeln und Nähnadeln in den Leib ſtechen wollte — die Geſchichte weiß ich nicht ſo genau. Aber das weiß ich, wie der Doktor ſah, daß der Alte das Hündchen ſo ſtreichelte, da hat er beide Hände in die Höhe gehoben, wie der Pfarrer beim Segen, und hat geſagt: ‚Aber, mein lieber Vetter, wie können Sie denn ſo unvorſichtig ſein! Der Hund hat ja keinen Maulkorb und Sie bringen Ihr koſtbares Leben in Gefahr!'"

„‚Aergern Sie mich nicht, Doktor,‘ sagte der Alte so recht bissig. ‚Ich möchte es Ihnen heute nicht raten. Jack und ich sind die besten Freunde, und ich leid's nicht, daß jemand etwas gegen ihn hat. Ich glaube, weiß Gott, das Hündchen ist der einzige Freund, den ich habe.‘

„‚Aber, lieber Vetter,‘ fing der Doktor ganz entsetzt an, ‚Sie wissen doch —‘

„‚Aber‘, fiel ihm der Alte ins Wort, ‚machen Sie keine Redensarten, Herr Doktor, die sind an mir verschwendet; zum Teufel mit der Verschwendung! Irgend jemand muß ich einmal mein Geld hinterlassen; schlimm genug. Und da ich keinen andern weiß, kriegen Sie's. Zu bedanken brauchen Sie sich nicht dafür — wenigstens bei mir nicht — bedanken Sie sich bei dem Thunichtgut Malachy Kirwan.‘ — Entschuldigen Sie, das hat er gesagt. — ‚Der Narr hat nicht geruht, bis er bei der Liga war, und der Teufel soll mich holen, wenn ich auch nur einen Pfennig von meinem ehrlichen, sauer erworbenen Geld einem von den Kerlen hinterlasse, die das Volk aufhetzen und dazu anstiften, ihre Schulden nicht zu bezahlen.‘

„Nun fing der Doktor an, den Malachy zu verteidigen; aber das war ganz so, wie wenn man einer Katze das Fell gegen den Strich streicht. Je mehr er schwätzte, desto wütender wurde der Alte, und die Flüche sprudelten nur so 'raus.“

„Dieser Malachy ist —?“

„Ach, hab' ich das nicht gesagt? Ich bin doch zu dumm. Malachy ist dem Alten sein richtiger Neffe, sein Schwestersohn, Sie können's mir glauben. Und so ein braver Junge war der Malachy und dazu auch noch ein so hübscher Mensch. Er hat jahrelang dem alten Onkel alle seine Geschäfte besorgt, und es war eine ausgemachte Sache, daß er 'mal alles bekommen würde, wenn der Alte mit

Tod abging. Die Leute hatten ihn alle gern; er hat ihnen immer das Wort geredet, denn der alte Herr — Gott hab' ihn ſelig — ging hart mit ſeinen Mietern um. Wenn der Malachy einen Aufſchub oder ſo was für die armen Leute haben wollte, ſagte der Onkel immer, er habe einen Sparren zuviel im Kopf. Aber ganz verbittert und grimmig gegen ihn iſt der Alte erſt geworden, als er der Liga beitrat."

„Dieſer Malachy iſt ein junger Mann?"

„Ja gewiß, jung und hübſch dazu. Aber Sie brauchen's mir ja nicht aufs Wort zu glauben; Sie haben ihn ja ſelbſt geſehen beim Begräbnis. Er ging zwiſchen mir und dem Doktor. Ich hab' gehört, daß er ſich mit dem Doktor ein biſſel gezankt hat, und der war doch ſo höflich gegen ihn. Aber wir haben ja alle 'mal einen Zorn, und man kann's ihm nicht übel nehmen, daß er ganz aus dem Häuschen geraten iſt — ſo auf einmal keinen Heller zu bekommen; noch dazu wenn er heiraten will. Man kennt ihn kaum wieder. Der Malachy hat ja ſonſt keinem Menſchen begegnen können, ohne ihn anzulachen und ihm ein freundliches Wort zu ſagen."

„Sie wollten mir vorhin ſagen, wie es zuging, daß der alte Herr die Hundswut bekam."

„Da haben Sie recht; aber ich bin ganz 'raus gekommen; wenn ich von dem Malachy Kirwan red', wird mir's immer warm ums Herz. Hab' ich denn noch nicht geſagt, daß ſein eigenes Hündchen Jack ihn gebiſſen hat? Ich weiß noch genau, wie's war: Als der Doktor am übernächſten Tag wieder kam, ſpielte der Alte auch mit dem Hund. Diesmal hat der Doktor nichts dagegen geſagt; aber eh' er fortging, rief er den Hund zu ſich, und als Jack mit dem Schwanz wedelte und gelaufen kam, hat er ihn geſtreichelt. Aber ganz plötzlich kam ſo ein tolles Gebell

aus dem Tier, und es schnappte dem Doktor nach der Hand, dann lief es davon in die äußerste Ecke und heulte immer vor sich hin.

„Einstweilen hat das nichts auf sich gehabt, aber einen Monat darauf merkte ich, daß der Hund immer rappeliger im Kopf wurde. An einem sehr heißen Tag war ich gerade im Garten und pflückte junge Erbsen, da hör' ich ein fürchterliches Schreien und Heulen in dem alten Michael seinem Zimmer. Ich renn' hin, so schnell mich die Füße tragen, und wie ich die Thür aufmach', da hab' ich einen schönen Anblick: In einer Ecke seh' ich Jack, das kleine Hündchen, dem der Schaum von der Schnauze tropft, und der alte Mann hat ihn am Kragen gepackt und haut mit einem Pantoffel auf ihn los. Auf den ersten Blick wußt' ich, was passiert war. Der Hund hatte den Alten in die Hand und in die Lippe gebissen; das Blut regnete nur so auf den Bösewicht herunter.

„Als ich das sah, lieber Herr, da lief ich gleich in den Vorsaal, steckte den Kopf zum Fenster 'raus und schrie ‚Diebe! Mörder!' daß man's die ganze Straße 'nunter hörte.

„Der erste, der kam, war der Doktor, der ganz in der Nähe wohnt. Er rannte die Straße herunter, so schnell er nur konnte; ich öffnete ihm gleich die Thür, und er stieg zum alten Herrn hinauf, so rasch wie ein Laternenanzünder.

„Im nächsten Augenblick war ich ganz starr vor Schrecken; ich hörte nämlich drin im Zimmer einen Schuß. Und was ist's gewesen? Der Doktor hat den Hund mausetot geschossen. Zum Glück hat er gerade einen Revolver in der Tasche gehabt — ich wußte gar nicht, daß er so etwas mit sich 'rumträgt.

„Als ich sah, daß der Hund ganz tot war, nahm ich ihn auf die Schaufel und begrub ihn in einer Ecke vom

Garten, neben dem großen Stachelbeerſtrauch. Aus dem Hinterfenſter können Sie ihn ſehen.

„Doktor Kilkaddy war ſo betrübt, wie ich noch nie jemand geſehen habe. Der alte Herr wollte nichts draus machen, aber er hat nicht geruht, bis eilends und jagends nach Doktor Molly geſchickt wurde, der in der ganzen Gegend für den beſten Arzt gilt. ‚Ich komme für das Honorar auf, lieber Kollege,‘ hat unſer Doktor geſagt, um den alten Geizhals zu beruhigen.

„Na, die Doktors werden wohl ihr Beſtes gethan haben, aber was helfen alle Doktors der Welt, wenn einer nun 'mal ſterben ſoll?“

„Haben ſie ihn nach Paris zu Paſteur geſchickt?“

„Doktor Molly war erſt ſehr dafür, aber der Alte ſagte, er dächte gar nicht dran, ſein Geld ſo zum Fenſter 'raus zu werfen. Doktor Kilkaddy hat nichts dafür und nichts dagegen geſagt.“

„Und dann?“

„Dann ging's ihm eine Weile ganz gut und die Bißwunden heilten ganz ſchön. Nach längerer Zeit aber fingen die roten Narben an zu jucken und wurden wund. Und dann auf einmal überfiel ihn die Tollwut ganz ſchrecklich. Es hätt' einen Stein erweichen können, zu ſehen, in was für einem Zuſtand der Mann war. Für gewöhnlich lag er auf ſeinem Bett und ächzte und ſtöhnte wie ein krankes Tier, dann ſtand er manchmal auf und ſchleppte ſich nach dem Fenſter; aber wenn er dann das Meer ſah und den kühlen Seewind ſpürte, da war's noch zehnmal ärger. Wie eine Seel' im Fegfeuer hat er geheult und gewütet, daß Gott erbarm'. Doktor Kilkaddy iſt doch gewiß ein ſtarker Mann — was mag der ſchon für ſchreckliche Sachen erlebt haben! — aber er hat oft dageſtanden ſo kreideweiß wie die Wand da, und die Thränen ſind ihm die Backen

heruntergelaufen, wenn er geſehen hat, was der alte Mann ausſtehen mußte.

„Um die Sache kurz zu machen, lieber Herr; vor drei Tagen iſt der Alte geſtorben und hat ſein ganzes Hab' und Gut dem Doktor hinterlaſſen. Im Teſtament hat er noch verordnet, daß das Begräbnis ſtill und einfach ſein ſollte —, na, darin haben ihm die Nachbarn gern den Willen gethan.

„Jetzt hör' ich aber die Marie die Treppe heraufkommen, und ich will nur hoffen, daß Ihnen alles ſchmeckt."

Die freundliche Wirtin lief nun noch geſchäftig hin und her und ermahnte Herrn Beck, das Eſſen nicht kalt werden zu laſſen, worauf dieſer bereitwillig einging. Das Kotelett war ſehr gut gebraten, der Thee ſtark und heiß, kurz, Beck aß und trank mit großem Vergnügen; er hatte unter allen Umſtänden einen geſunden Appetit.

Frau Muldoon ließ ſich nicht lange bitten, ein Täßchen Thee mit ihm zu trinken, und wurde dabei immer mitteilſamer. Sie nahm den größten Anteil an der bitteren Enttäuſchung, die Malachy Kirwan und ſein Bräutchen Mary Caſſidy erfahren hatten. „Sie iſt das niedlichſte kleine Ding in der ganzen Umgegend," ſagte ſie, „und ebenſo brav als hübſch; Gottes Segen über ſie! — Man weiß gar nicht, was man zu der Geſchichte ſagen ſoll!" ſchloß ſie endlich, nachdem ſie ohne Unterbrechung eine gute Stunde lang weiter geſchwätzt hatte. „Der Doktor iſt gewiß ein ſehr ſtattlicher und angenehmer Mann; aber für die jungen Leute iſt es doch hart, das muß jeder ſagen."

In ſeinem Zimmer, das aufs offene Meer hinausging, ſchlief Beck vortrefflich. Als er morgens erwachte, ſpürte er einen geſunden Salzgeſchmack auf der Zunge und atmete mit Vergnügen die friſche Seeluft ein.

Vor dem Frühſtück nahm er ein Schwimmbad und nach

dem Frühſtück fuhr er auf dem Fahrrad ſpazieren, während ihm die ſonderbare Geſchichte vom vergangenen Abend noch im Kopfe herumging. Eine köſtliche Friſche lag über der Landſchaft, und ſtrahlender Sonnenſchein erfüllte die klare Herbſtluft. Den ganzen Tag fuhr er bergauf, bergab, auf glatten Wegen, wie ſie die Radfahrer lieben. Als er abends gemächlich den langen ſteilen Abhang heruntergeſegelt kam, an dem die Stadt liegt, hatte er die Sonne im Rücken, und auf dem weißen Wege lief ſein langer Schatten vor ihm her.

Als er ſo ein Stück gefahren war, rannte ihm plötzlich ein Hund über den Weg. Beck drehte die Lenkſtange ſo ſcharf, daß ſie ihm in der Hand blieb. Das Rad flog nun in Zickzacklinien die abſchüſſige Straße hinunter, ſo daß Herr Beck beinahe vom Sattel geſchleudert worden wäre; aber er ſetzte ſich feſt und hemmte das Rad durch Gegentreten, indem er ſich mit ſeinem ganzen Gewicht auf die Pedale ſtemmte. Solange es immer geradeaus ging, war er ſicher; aber auf halber Höhe machte der Weg eine ſcharfe Kurve ins Land hinein, während die Felſen auf der andern Seite wohl hundert Fuß tief zum brandenden Meere abfielen. In raſender Schnelligkeit fuhr das Velo geradeaus; die Räder hüpften und ſprangen vom Boden, und Beck konnte zwiſchen den Klippen hindurch ſchon das Waſſer leuchten ſehen. Es war ihm ganz klar, daß er nicht im ſtande ſein würde, ſeinem Rad eine ſo ſcharfe Wendung zu geben, da er kein andres Steuer beſaß als ſein eigenes Gewicht; aber der Verſuch mußte gemacht werden, es handelte ſich um Leben oder Tod.

Jetzt gab er aber auch die letzte Hoffnung auf; denn mitten in die Bahn des herunterſauſenden Fahrrads ſprang ein Mann, den die Felſen verdeckt hatten. Der Radfahrer ſchrie ihm zu, aber der Mann blieb ſtockſtill ſtehen,

wo er war, und versperrte ihm den einzigen Rettungsweg. Beck wollte sich aus dem Sattel werfen, wenn sie aneinanderprallten; aber der Mann sprang plötzlich zur Seite, und als das Rad an ihm vorbeiflog, ergriff er das Gestell mit der einen Hand, während die andre Hand den Sattel festhielt; dabei beugte er sich vornüber, um dem Stoß zu begegnen.

Mit Anspannung aller Muskeln seiner jugendlich kräftigen Gestalt brachte er dicht am Felsenabhang das Rad zum Stehen. — In einer Sekunde war Beck abgesprungen und wendete sich dankend an seinen Retter. Die Erscheinung des Mannes, der wie ein griechischer Athlet, mit gesenktem Haupt und vorgebeugtem Oberkörper dem Anprall widerstanden hatte, war ihm bekannt vorgekommen. Jetzt erhob dieser seine leuchtenden dunkelblauen Augen, sah ihm offen ins Gesicht und lächelte freundlich, wobei seine weißen Zähne zum Vorschein kamen. Da wußte Beck gleich, daß es Malachy Kirwan war.

„Ohne Ihre Hilfe wäre ich hinübergesaust," das war alles, was Beck sagte; aber er hatte sehr viel Wärme in den kurzen Satz gelegt.

„Ja, es fehlte nicht viel," erwiderte der junge Mann, mit sehr angenehmer Stimme und dem weichen irischen Accent. „Erlauben Sie, ich bin selbst Radfahrer;" dabei paßte er die Lenkstange, welche neben der Bremse hing, in die senkrechte Röhre und hatte in einer Sekunde die verräterische Schraubenmutter mit dem Schlüssel festgezogen.

„Besten Dank!" sagte Beck; „aber ich habe keine Lust, gleich wieder aufzusteigen."

So gingen sie denn zusammen den Hügel hinunter, und es dauerte nicht fünf Minuten, da erzählte Malachy Kirwan von seinen Privatangelegenheiten, als wenn der zufällige Begleiter sein Busenfreund wäre. Wenn er wollte, konnte

Paul Beck ſo vertrauenerweckend und teilnehmend ſein, daß man ihm die tiefſten Geheimniſſe anvertraute.

Natürlicherweiſe hatte Malachy Kirwan keine ſo hohe Meinung von Doktor Kilkaddy wie die Witwe Muldoon. Seiner Meinung nach hatte Doktor Kilkaddy ihm zuerſt zugeredet, der Landliga beizutreten, und dann heimlich ſeinen Onkel davon benachrichtigt, daß der Neffe ſich den Feniern angeſchloſſen hatte.

„Aber, was hilft alles Weinen, wenn die Milch verſchüttet iſt, oder darüber zu ſtreiten, wer ſie vergoſſen hat! — In acht Tagen gehe ich nach Amerika. Zur Ueberfahrt und zu einem beſcheidenen Anfang in der neuen Welt reicht's noch, und mein Schatz will warten."

Nun erging ſich der offenherzige junge Menſch in Lobeserhebungen über ſeine Braut, und Beck hörte ihm mit der ſchmeichelhafteſten Aufmerkſamkeit zu.

An Frau Muldoons Hausthüre trennten ſie ſich wie alte Freunde. Malachy mußte Herrn Beck verſprechen, übermorgen mit ihm zu ſpeiſen. „Ich bin auch in Amerika geweſen," ſagte er, „und könnte Ihnen ein paar Empfehlungsbriefe mitgeben — wenn Sie wirklich hingehen."

„Wenn ich gehe!" ſagte der andre mit trübem Lächeln. „Sie meinen wohl, wann ich gehe?"

„Nun, meinetwegen wann; aber mir paßt wenn viel beſſer. Alſo um fünf Uhr — nicht wahr?"

Beck ging an dem Abend nicht mehr aus. Nach Tiſch blieb er am offenen Fenſter ſitzen, rauchte und ſtarrte aufs weite Meer hinaus bis zum Zubettgehen.

Als er am nächſten Morgen zum Frühſtück kam, hinkte er ein wenig, was Frau Muldoon ſofort bemerkte.

„Ich fürchte, ich habe mir den Fuß verrenkt," ſagte Herr Beck, und dann erzählte er ihr von ſeinem Abenteuer mit dem Fahrrad, was ſie mit manchem: Herrje! und Gott

sei Dank! anhörte, bis sie am Schlusse ausrief: „Gott segne meinen braven Jungen, daß er das Unding festgehalten hat, ehe es in die See gesprungen ist!“

Und Beck sprach in seinem Herzen „Amen!“ dazu.

„Sie werden doch aber nicht wieder auf der alten Drehspinne ausfahren!“

„Nein, liebe Frau, dazu habe ich keine Lust. Ich möchte heute lieber einmal fischen. Herr Kirwan hat mir gesagt, daß es ganz in der Nähe einen netten Forellenbach gibt. Wenn Sie mir einen Spaten leihen wollen, möchte ich sehen, ob im Garten nicht ein paar Regenwürmer als Köder zu finden sind.“

„Da will ich doch gleich selbst danach graben; Sie dürfen so etwas nicht thun mit Ihrem bösen Fuß.“

Aber Beck bestand darauf, die Würmer selbst zu suchen, und zwar wählte er dazu die stille Gartenecke neben dem großen Stachelbeerbusch, die ihm Frau Muldoon als das Grab des Hundes Jack bezeichnet hatte.

Nach ein paar Spatenstichen stieß er auf die Ueberreste des Hundes. Er zog den widerwärtigen, übelriechenden Kadaver aus der Grube und untersuchte ihn höchst eingehend und sorgfältig; ja er benutzte sogar ein starkes Vergrößerungsglas, das er aus der Westentasche zog.

Dann warf er den Hundekadaver in das Loch zurück, bedeckte ihn mit Erde und ging ins Haus, wobei er recht bedeutend hinken mußte.

„Ich hab's doch gleich gewußt, daß das Graben schlecht für Ihren Fuß wäre,“ sagte Frau Muldoon teilnehmend, als er hereinkam.

„Ich fürchte, Sie haben recht. Die Verrenkung ist schlimmer als ich dachte.“

„An Ihrer Stelle würde ich gleich zum Doktor gehen,“ sagte Frau Muldoon; „es könnte doch schlimm werden. Der

Mann von meiner Tante hat einen Vetter gehabt, der bloß wegen Vernachläſſigung von ſo was ein ſteifes Fußgelenk behalten hat. Gehen Sie doch ja zu Doktor Kilkaddy — der verſteht's."

„Wohnt er weit von hier?"

„Nur ein paar Schritte. Sie können ſeine Wohnung vom Fenſter aus ſehen; die grüne Thür mit dem Meſſingklopfer, neben dem Poſtgebäude. Sie finden's im Dunkeln." —

„Jawohl, der Herr Doktor iſt zu Haus," ſagte man Beck, als er anklopfte und die Thür geöffnet wurde. „Bitte, treten Sie gefälligſt ein; der Herr Doktor kommt gleich."

Beck trat ein. Das Zimmer, in dem er ſich befand, war halb Laboratorium, halb Sprechzimmer. Ueberall ſtanden Glaskolben und Probiergläschen herum; in einer Ecke befand ſich ein Gasofen, und auf dem Tiſche war das große Mikroſkop recht ſichtbar aufgeſtellt. Auf einer Ecke desſelben Tiſches lag das ſilberne Lanzettenetui des Arztes. Beck nahm es in die Hand, öffnete es und fing an, mit den Lanzetten zu ſpielen; er nahm ſie aus der Scheide von Schildpatt, in der ſie ſteckten, und unterſuchte die Spitzen mit großer Genauigkeit. Dann ſteckte er die Lanzetten wieder in das Etui zurück, das er in die Weſtentaſche gleiten ließ. Beck mußte wohl ſehr zerſtreut ſein.

Gleich darauf trat Doktor Kilkaddy ins Zimmer: eine hohe, ſtattliche Erſcheinung mit blaßblauen Augen und etwas aufgedunſenem Geſicht; trotzdem machte er gewiſſermaßen den Eindruck eines gutmütigen und freundlichen Menſchen.

„Was wünſchen Sie von mir?" wendete er ſich ziemlich ſteif an Beck.

Das Publikum hatte ſchon bemerkt, daß die Liebenswürdigkeit des Doktors wenigſtens um fünfzig Prozent

heruntergegangen war, seit man den alten Herrn Feely begraben hatte.

Aber gegen Beck konnte niemand unhöflich sein.

„Ich möchte Sie um einen ärztlichen Rat bitten, Herr Doktor," sagte er bescheiden.

„Das thut mir leid, Verehrtester, ich habe eigentlich die Praxis ganz aufgegeben, seit — —"

„Aber meine Krankheit ist eine Spezialität von Ihnen, Herr Doktor. Ich fürchte, daß ich in Gefahr bin, die Wasserscheu zu bekommen, und ich höre, daß Sie besondere Studien auf diesem Gebiete gemacht haben."

Beck hatte den richtigen Ton getroffen; der Doktor zeigte gleich mehr Interesse. Die Vorliebe des Spezialisten für seine Lieblingskrankheit ließ sich nicht unterdrücken.

„Setzen Sie sich, mein Herr," sagte er. „Sie haben recht, dabei ist keine Zeit zu verlieren; aber wir wollen hoffen, daß Sie sich irren." Trotzdem lag in seiner Stimme mehr Befriedigung als Teilnahme.

„Wann sind Sie gebissen worden?" fuhr er fort.

„Vor zwei Monaten ungefähr."

„Was haben Sie damals gethan? Ist die Wunde ausgebrannt worden?"

„Nein."

„Mit Höllenstein geätzt?"

„Nein; ich habe sie nur mit dem Taschentuch verbunden, und in kürzester Zeit war sie geheilt."

„Das ist schlimm," sagte der Doktor. „Zeigen Sie mir die Narbe."

Beck streifte den Aermel zurück und enthüllte einen sehr muskulösen Arm. An der fleischigen Stelle zwischen Handgelenk und Ellenbogen sah man die weiße Narbe von zwei Reihen starker Zähne.

Diese Zähne hatten dem berüchtigten Einbrecher Bul-

ſtrode gehört, den Beck allein und eigenhändig gefangen genommen und gefeſſelt hatte. Aber dieſe Thatſache behielt er für ſich — wahrſcheinlich aus Beſcheidenheit.

Der Doktor unterſuchte die Narbe mit einem ſtarken Vergrößerungsglas, aber ſie ließ ſich ihr Geheimnis nicht entreißen.

„War er toll?“ fragte der Doktor.

„Ja, im höchſten Grad.“

Tiefes Stillſchweigen. Der Doktor machte ein ernſtes Geſicht und Beck wurde unruhig.

„Wann haben Sie die Wunde wieder geſpürt?“ kam die plötzliche Frage.

„Vor ein paar Tagen. Bis dahin hatte ich ſie ganz vergeſſen. Es iſt doch nicht gefährlich, Herr Doktor?“

„Das kann ich jetzt noch nicht ſagen. Die Krankheit entwickelt ſich allmählich. Die Stelle hat geſchmerzt und gejuckt?“

„Jawohl,“ erwiderte Beck und warf einen Blick voll naiver Bewunderung auf den Doktor, der das ſo genau wußte.

„Dann iſt eine gewiſſe Empfindungsloſigkeit eingetreten, die ſich immer mehr verbreitet?“

„Jawohl,“ kam wieder die zuſtimmende Antwort. „Können Sie verhindern, daß der ganze Arm ſteif wird?“

„Jedenfalls kann ich es verſuchen, obgleich Sie ſehr ſpät zu mir gekommen ſind — faſt zu ſpät. Wenn das Unglück geſchehen iſt, müſſen wir ihm entgegenwirken. Sie haben gewiß von Paſteurs Behandlung dieſer Fälle gehört — es iſt das Einzige, was Erfolg verſpricht.“

„Dann muß ich alſo nach Paris reiſen?“

„Nein, nein, jeder Tag iſt koſtbar, ein Aufſchub könnte verhängnisvoll werden. Ich habe in Paris die Behandlung ſelbſt in Paſteurs Anſtalt ſorgfältig ſtudiert und bin auch im Beſitz der Lymphe. Sie haben in meiner Pflege ebenſo-

viel Aussicht auf Genesung, als wenn Pasteur selbst Sie behandelte — sogar noch mehr, wenn man den Zeitverlust in Betracht zieht."

„Ist keine Gefahr, daß ich zu viel von dem Zeug nehmen könnte?"

„Das könnten Sie bei jedem der Gifte fragen, die wir täglich in der Medizin anwenden. Eine zu starke Einspritzung der Lymphe würde selbst bei einem gesunden Organismus unfehlbar die Wasserscheu und einen sicheren Tod herbeiführen. Aber die Größe der Gefahr bürgt gerade am besten für die Vorsicht des Arztes. Ich versichere Sie, in dieser Beziehung können Sie ganz unbesorgt sein."

„Muß ich das Zeug trinken?"

Der Doktor lachte gerade heraus — er freute sich über seine höhere Weisheit. „Nein, mein lieber Herr, durchaus nicht; ich mache die Injektion mit einer Pravazschen Spritze."

„Oder mit einer Lanzette?"

„Auch mit einer Lanzette, wenn Sie wollen; aber die Methode ist weniger zu empfehlen." Der Doktor war etwas erstaunt.

„Aber manchmal ist sie doch sehr wirksam?"

Der Doktor sah Beck mit wachsender Verwunderung an; sein Gesicht war aber völlig ausdruckslos.

„Hören Sie, mein Lieber," sagte der Doktor etwas ärgerlich, „die Art der Behandlung müssen Sie mir überlassen; von Ihnen will ich nur die Symptome wissen. An welchem Tag hat die Narbe zuerst angefangen zu schmerzen?"

„Vorgestern, als mir die Witwe Muldoon von dem schrecklichen Tod des alten Herrn Feely erzählte, der vor mir ihre Zimmer bewohnt hat. Er ist ja wohl an Wasserscheu gestorben, nicht wahr?"

Eine gewisse Betonung der Worte veranlaßte den Doktor, Beck noch einmal aufmerksam anzusehen. Seine

etwas hängende Unterlippe war jetzt feſt heraufgezogen und die blaugrauen Augen hatten einen harten Glanz.

„Ganz recht, er iſt an Waſſerſcheu geſtorben," ſagte der Doktor langſam.

„Die Paſteurſche Behandlung iſt bei ihm nicht verſucht worden?"

„Mein Kollege, Doktor Molly, wollte es nicht haben. Aber ich verſtehe nicht, was das mit Ihrem Fall zu thun hat."

„Warten Sie einen Augenblick, Herr Doktor; dann werden Sie's ſchon ſehen. Gerade deswegen bin ich zu Ihnen gekommen. Wie geſagt, Frau Muldoon hat mir alle Einzelheiten der Krankheitsgeſchichte erzählt. Mir ſind die Haare dabei zu Berge geſtiegen — und ich habe doch gewiß keine ſchwachen Nerven. Sie wiſſen wohl, Herr Doktor, wie geſprächig die Frau iſt, und was ſie für ein gutes Gedächtnis hat. Beſonders merkwürdig war, was ſie von dem kleinen Hund Jack erzählte. Sie erinnern ſich doch an den kleinen Hund?"

Der Doktor warf einen ſcharfen Blick auf Beck, in der Hoffnung, deſſen eigentliche Abſichten zu ergründen. Sein eigenes Geſicht war ganz gelb geworden; er ſah zornig und furchtſam zugleich aus.

„Was wollen Sie, mein Herr? Sie halten mich hier zum Narren," rief er ungeduldig. „Meine Zeit iſt koſtbar, und ich muß Sie bitten —"

„Nur noch ein paar Augenblicke, Herr Doktor."

Kilkaddy ſah ihn wieder an und zögerte einen Moment, dann ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſtützte den Arm darauf.

„Natürlich erinnern Sie ſich des kleinen Hundes Jack," fuhr Beck in ſanftem Ton fort. „Der hat ja die Schuld an dem ganzen Unglück gehabt. Nicht wahr, Herr Doktor, der iſt ſchuld geweſen?"

Der Doktor gab keine Antwort, und Beck fuhr fort: „Sie erinnern sich gewiß, wie der Hund eines Tages auf Sie zugelaufen kam, um sich streicheln zu lassen und wie er dann — scheinbar ohne Grund — heulend weglief. Scheinbar ohne Grund — ist das nicht merkwürdig? Frau Muldoon hat sich noch ganz gut daran erinnert."

„Ich muß Sie wirklich bitten —"

„Nur Geduld, ich komme jetzt zur Sache, zu der Sache, die mich hergeführt hat, und Sie werden gut daran thun, mich ausreden zu lassen — Sie können mir's glauben. Ich habe mich selbst sehr für den kleinen Hund Jack interessiert. Heute morgen habe ich sogar seinen Leichnam ausgegraben, um ihn zu untersuchen."

Der Doktor hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu; der Mund stand ihm halb offen; er sah aus wie ein gehetztes Wild.

„Ich habe ihn sehr sorgfältig untersucht," fuhr Beck unbeirrt fort, „und dabei fand ich an seinem Fell in der Halsgegend drei kleine Narben, dicht nebeneinander. Ist das ein häufiges Symptom bei der Wasserscheu, Herr Doktor?"

Jetzt brach die Wut des Doktors plötzlich los: „Sind Sie betrunken? Oder sind Sie toll?"

„Keins von beiden," erwiderte Beck mit der größten Sanftmut. „Es thut mir leid, wenn ich Sie gelangweilt habe; aber eine Kleinigkeit möchte ich Ihnen doch noch zeigen, ehe ich mich empfehle."

Bei diesen Worten nahm er ein kleines Stück Seidenpapier aus der Westentasche und wickelte es langsam auseinander, während ihm der Doktor gespannt auf die Finger sah.

Dann hielt ihm Beck das Papier hin — es lag ein kleiner, scharfer Stahlsplitter darin, der glitzerte wie eine Glasscherbe.

„In einem der kleinen Schnitte habe ich dies Splitterchen

gefunden, das ich dann wieder blank gemacht habe. Was doch die Waſſerſcheu für ſonderbare Symptome hat! Aber das ſonderbarſte werde ich Ihnen jetzt noch zeigen." — Beck ſprach langſam und ſeine Stimme klang drohend. — „Der kleine Stahlſplitter paßt genau an die abgebrochene Spitze von einer Ihrer Lanzetten."

Der Doktor blickte ſcheu nach der Stelle, wo ſein Lanzettenetui gelegen hatte.

Beck fing den Blick auf und zeigte auf ſeine Weſtentaſche. Da glitt des Doktors Hand verſtohlen in die halboffene Schublade ſeines Schreibtiſchs.

„Halt!" rief Beck im ſelben Augenblick. „Es hilft Ihnen nichts. Ich habe meinen Revolver geladen in der Rocktaſche und mein Finger iſt am Hahn."

Der Doktor zog ſeine Hand leer aus der Schublade heraus.

„Schließen Sie!" befahl Herr Beck.

Es geſchah.

„Geben Sie mir den Schlüſſel!"

Er gab ihn.

„Mit demſelben Revolver haben Sie wohl den kleinen Jack erſchoſſen," ſagte Beck ganz ruhig, während er den Schlüſſel in die Taſche ſteckte. „Es war doch ſehr merkwürdig, wie genau Sie vorher wußten, daß Jack erſchoſſen werden mußte. Aber, ſehen Sie, ich bin nicht Jack."

„Zum Teufel, wer ſind Sie und was wollen Sie? Natürlich Geld; warum frage ich denn erſt. Wieviel?"

„Mein Name iſt Beck — aber Sie haben wohl noch nie von einem gewiſſen Beck gehört? Von Beruf bin ich Detektiv und ich habe ſeinerzeit ein paar recht verwickelte Geſchichten auseinandergewirrt, aber noch nie etwas ſo Sonderbares wie in Ihrem Fall. Geld brauche ich nicht — das heißt nicht für mich."

Der Doktor atmete erleichtert auf — der Mann ließ sich bestechen.

„Natürlich nicht für Sie selbst," antwortete er höhnisch, „nur für trauernde Witwen und verlassene Waisen. — Nun wollen wir aber den Unsinn beiseite lassen und zur Sache kommen: Werden Sie schweigen, wenn Sie die Hälfte von dem Vermögen des alten Mannes bekommen?"

„Nein, ich brauche sein ganzes Vermögen — jeden roten Heller — und zwar für den rechtmäßigen Eigentümer, Malachy Kirwan. Bleiben Sie sitzen," sagte er hart, als der Doktor vom Stuhl in die Höhe fuhr; „Sie müssen mir ruhig zuhören, wenn Sie nicht an den Galgen kommen wollen. Ich lasse nicht mit mir spaßen und weiß genau, daß Sie den alten Feely ermordet haben, noch dazu auf viel grausamere Weise, als wenn Sie ihm ein Messer in die Brust gestoßen hätten. Mit wahrhaft teuflischer Erfindungsgabe haben Sie den Plan ausgeheckt" — Beck konnte eine gewisse Anerkennung nicht unterdrücken — „und doch ist die Unthat ganz von selbst ans Tageslicht gekommen. Ich glaube, ich habe genügende Indizienbeweise, um Ihnen den Prozeß zu machen. Sie würden höchst wahrscheinlich genügen, aber gewiß weiß ich es nicht, sonst sollten Sie dem Strick nicht entgehen. Die Geschworenen sind manchmal schwer von Begriff, und der Fall ist verwickelt. Wenn es Ihnen gelänge, durchzuschlüpfen, würden Sie das Geld und die Liegenschaften des alten Mannes behalten. Ich interessiere mich — nicht ohne Grund — für das Wohlergehen des jungen Kirwan. Unterzeichnen Sie eine Schenkungsurkunde, und ich halte reinen Mund."

„Eine Verschenkung des ganzen Vermögens?"

„Des ganzen."

„Wenn ich mich nun weigere?"

„Dann ruhe ich nicht, bis Sie an den Galgen kommen.

Sie können ja ſelbſt beurteilen, ob es mir gelingen wird. So wie ſo kommen Sie nur mit knapper Not davon, denn es widerſtrebt mir ſehr, Sie loszulaſſen. Sie ſind eigentlich viel zu gefährlich, um frei herumzulaufen; aber ich denke, die Luſt wird Ihnen vergangen ſein, das Spiel noch weiter zu treiben — ich werde Sie im Auge behalten."

„Laſſen Sie mir bis morgen Zeit zur Ueberlegung."

„Recht gern. Ich weiß ſchon, wie die Antwort ausfallen wird."

Aber Beck hatte ſich geirrt.

Am nächſten Morgen wurde ganz Ballyduff in Schrecken verſetzt durch die Nachricht, daß Doktor Kilkaddy ganz plötzlich geſtorben ſei. Die gerichtliche Unterſuchung war ſofort im Gang. Auf dem Tiſch neben ſeinem Bett fand man eine Pillenſchachtel mit der Aufſchrift: „Chinin"; es waren noch einige Pillen darin, und man wußte, daß der Doktor öfters Chinin einnahm. Die Analyſe bewies aber, daß jede der Pillen eine tödliche Doſis Morphium enthielt. Wie das Morphium in die Chininpulver gekommen war, konnte niemand erraten außer Beck.

„Er hat auf die kürzeſte Art den Kopf aus der Schlinge gezogen," murmelte der Geheimpoliziſt vor ſich hin, als die Nachricht zu ihm gelangte. „Und ich bin froh darüber." —

Malachy Kirwan ging doch nicht nach Amerika. Der Doktor hatte kein Teſtament hinterlaſſen und das ganze Vermögen fiel dem jungen Manne zu, als dem rechtmäßigen Erben und nächſten Verwandten. Herr Beck verlebte ein paar ſehr angenehme Wochen in Ballyduff und iſt für nächſten Sommer zu einer Hochzeit eingeladen, die dort ſtattfinden wird.

Ende.

Neunter Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Im Schuldbuch des Hasses.
3. Savage, Meine offizielle Frau.
4. Zehren, Sein Genius.
5. 6. Croker, Ein Zugvogel.
7. Filon, Violette Merian.
8. Lay, Fräulein Kapitän.
9. 10. Gordon, Ein puritanischer Heide.
11. Coppée, Das Stück Brot und andere Geschichten.
12. Bret Harte, In der Prairie verlassen.
13. 14. de Berkeley, Zwischen Lipp' und Kelchesrand.
15. Conway, Mein erster Klient und andere Geschichten.
16. de Tinseau, Auf steinigen Pfaden.
17-19. Malot, Heimatlos.
20. v. Heigel, Baronin Müller.
21. Mairet, In guter Hut.
22. Eckstein, Das Kind.
23. 24. Warden, Das Haus am Moor.
25. Serao, Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent.
26. Toudouze, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band
1. 2. Cherbuliez, Das Geheimnis des Hauslehrers.
3. v. Wildenbruch, Das wandernde Licht.
4. St. Aubyn, Einer alten Jungfer Liebestraum.
5. Schubin, Schatten.
6. 7. Croker, Unerwartet.
8. Franzos, Ein Opfer.
9. 10. Nielsen, Die Möwe.
11. Simmy, Geopfert.
12. Dick-May, Unheimliche Geschichten.
13. 14. v. Bülow, Margarete und Ludwig.
15. Mrs. Oliphant, Die Herzogstochter.
16. Daudet, Briefe aus meiner Mühle.
17. 18. Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
19. v. Roberts, Lon.
20. Lie, Hof Gilje.
21. 22. de Marchi, Don Cirillos Hut.
23. Schultz, Jean von Kerdren.
24. Villinger, Unter Bauern.
25. 26. Savage, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Das Recht des Kindes.
3. v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
4. Peard, Mademoiselle.
5. 6. Bourget, Kosmopolis.
7. Stockton, Eine schnurrige Geschichte.
8. Coppée, Die wahren Reichen.
9. 10. Bock, Simson und Delila.
11. Jókai, Die gelbe Rose.
12. Gréville, Verloren.
13. 14. Croker, Zwei Herren.
15. de Amicis, Eine Schultragödie.
16. Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
17. 18. Spielhagen, Susi.
19. Tim.
20. Munch, Frauen.
21. 22. de Berkeley, Die alte Geschichte.
23. v. Heigel, Der Sänger.
24. Sims, Möblierte Wohnungen.
25. 26. Clifford, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band
1. 2. v. Wolzogen, Die Erbschleicherinnen.
3. Ottolengui, D. Kameenknopf.
4. Claretie, Die Cigarette und andere Geschichten.
5. 6. Benson, Dodo.
7. Zehren, Die Brüder.
8. Howells, Pflichtgefühl.
9. 10. v. Roberts, Revanche!
11. Serao, Pinsel und Meißel.
12. v. Gersdorff, Schwere Frage.
13. 14. Rameau, Das Magdalenenhaar.
15. Moore, Der Verkauf einer Seele.
16. Savage, Wandelbilder.
17. 18. Spielhagen, Selbstgerecht.
19. Jerome, Roman-Studien.
20. Busse, Jugendstürme.
21. 22. Croker, Eine Familienähnlichkeit.
23. van Horst, Verbotene Frucht.
24. Moeller, Gold und Ehre.
25. 26. Jota, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Band

1. 2. Voß, Villa Falconieri.
3. Ohnet, Die Tochter des Abgeordneten.
4. Hopfen, Die Siegerin.
5. 6. Croker, Eine dritte Person.
7. Gyp, Fliederwischs Heirat.
8. Bigot, Eine internationale Ehe.
9. 10. Gerbrandt, Sich selber treu.
11. Loti, Islandfischer.
12. Böhlau, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten.
13. 14. Rod, Die weißen Felsen.
15. von Heigel, Der Herr Stationschef.
16. de Berkeley, Ein Kaffeeabenteuer.
17. 18. Savage, Die Hexe von Harlem.
19. Verga, Königstigerin.
20. Boyesen, Selbstbestimmung.
21. 22. Mengs, Frost im Frühling.
23. Niemann, Smaragda.
24. Croker, Lady Hildegard.
25. 26. Luska, Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang.

Band

1. 2. v. Wolzogen, Der Kraft-Mayr.
3. Böhlau, Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten.
4. Mathers, Das Bäschen vom Lande.
5. 6. Ohnet, Der Pfarrer von Favières.
7. 8. Schubin, Die Heimkehr.
9. de Tinseau, Vergessene Pflicht.
10. Hyne, Gauner-Ehre.
11. de Amicis, Liebe u. Gymnastik.
12. 13. Croker, Ein Millionär.
14. Brada, Im Joch der Liebe.
15. Böhlau, Verspielte Leute.
16. Robinson, Die goldene Hand.
17. 18. v. Roberts, Die schöne Helena.
19. Murray, Der Bischof in Not.
20. Gréville, Das Geständnis.
21. 22. White, Korruption.
23. Vincent, Künstlerblut.
24. Merrick, Eine persönliche Ansicht.
25. 26. Orloffsky-Golowin, Die Nihilistin.

Fünfzehnter Jahrgang.

Band

1. 2. Hopfen, Der Väter zweie.
3. Hill, Um eines Haares Breite.
4. Eckstein, Willibald Menz. Lavafluten.
5. 6. Ohnet, Nimrod & Cie.
7. Malling, Der alte Herrenhof.
8. Griffiths, Major, Im Expreßzug Rom-Paris.
9. 10. v. Zobeltitz, Talmi.
11. Yorke, Um des Kindes willen.
12. Claretie, Das Auge des Toten.
13. 14. Croker, Verheiratet oder ledig?
15. Ahrenberg, Neue Bahnen.
16. Murray, Ein Spitzbubengewissen.
17. 18. Schubin, Vollmondzauber.
19. Clifford, Ein sonderbarer Stellvertreter.
20. von Bunsen, Auf Riedenheim und andre Erzählungen.
21. 22. Markewitsch, Prinzessin Lina.
23. Doyle, Ein gefährlicher Ausflug.
24. Georgy, Aus den Memoiren einer Berliner Range.
25. 26. Rameau, Die Letzten aus dem Hause Montberthier.

Sechzehnter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, In der Tiefe des Abgrunds.
3. Skowronnek, Hans der Sieger.
4. Loti, Ein Seemann.
5. 6. Croker, Miß Balmaines Vergangenheit.
7. v. Wolde, Im eigenen Nest.
8. Hope, Mr. Witts Witwe.
9. 10. Döring, Jadwiga.
11. Hornung, Der neue Herzog.
12. de Bièvre, Tante Baby.
13. 14. F. v. Zobeltitz, Das Heiratsjahr.
15. Wahlenberg, Marta Hilding.
16. Alden, Seine Tochter.
17. 18. Hopfen, Die ganze Hand.
19. Gerard, Eine vergessene Sünde.
20. Wolters, Der Wohlthäter.
21. 22. Theuriet, Die Zuflucht.
23. Grahame, Das goldene Zeitalter.
24. v. Baudissin, Im engen Kreise.
25. 26. Croker, Berechtigter Stolz?

...erzehnter Jahrgang.

- ...Wolzogen, Der Kraft-Mayr.
- ...blau, Altweimarische Lie...
- ...es- und Ehegeschichten.
- ...Fathers, Das Bäschen vom ...nde.
- ...hnet, Der Pfarrer von Fa...
- ...res.
- ...hubin, Die Heimkehr.
- ...inseau, Vergessene Pflicht.
- ...ne, Gauner-Ehre.
- ...micis, Liebe u. Gymnastik.
- ...er, Ein Millionär.
- ...da, Im Joch der Liebe.
- ...lau, Verspielte Leute.
- ...nson, Die goldene Hand.
- ...berts, Die schöne Helena.
- ...ay, Der Bischof in Not.
- ...lle, Das Geständnis.
- ..., Korruption.
- ...t, Künstlerblut.
- ...e, Eine perfönliche ...
- ...gy-Golowin, Die ...n.

...r Jahrgang.

- ...Jn der Tiefe des ...
- ...ek, Hans der See...
- ...Seemann.
- ...ß Balmaines Ver...
- ...Jm eigenen Nest.
- ...Pitts Witwe.
- ...wiga.
- ...er neue Herzog.
- ...ante Baby.
- ..., Das Heirats...
- ...Marta Hilding.
- ...Tochter.
- ...inze Hand.
- ...e vergessene ...
- ...Bohlthäter.
- ...Zuflucht.
- ...goldene Zeit...
- ...Jm engen ...
- ...er Stolz?

Siebzehnter Jahrgang.

- ...Soldaten des Glücks.
- ...nnek, Jhr Junge.
- ...lly, Lucettes Schwur.
- ...g und Balestier, Nau...
- ..., Der Adelsmensch.
- ...nseau, Durch fremde ...
- ...te vom Brühl, Früh...
- ...Evangelium.
- ...ay, Die Jagd nach Mil...
- ...e, Röschen Rhode.
- ..., Das Geheimnis des ...sanwalts.
15. von Zobeltitz, Die Tante aus Sparta.
16. Theuriet, Unter Rosen.
17. 18. Schubin, Jm gewohnten Geleis.
19. Lie, Jm Märchenland.
20. Hopfen, Zehn oder elf?
21. 22. Croker, Die Dorfschönheit.
23. Blicher-Clausen, Inga Heine.
24. Griffiths, Ein schneidiges Mädchen.
25. 26. von Oertzen, Eine glückliche Hand.

Achtzehnter Jahrgang.

...Sünderin. Von Ernst von ...en. 2 Bände.

...ft und Grazie formt Wolzogen ...odernen Großstadtleben entnommen...effen Ernst er durch seinen sonnigen Humor zu verklären und zu mildern

Verschwindende Diamanten. Von M. Mc. Donnell Bodkin. Aus dem Englischen.

In diesen meisterhaften Detektivgeschichten sieht sich der Leser vor schwierige, anscheinend unlösbare Rätsel gestellt, deren scharfsinnige Lösung in ihrer Einfachheit und Folgerichtigkeit höchst überraschend wirkt.

...achstehenden Romane sind auch in einer **zu Geschenken ganz besonders ...en**

Salon-Ausgabe

...es, extra starkes Papier gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband** ...eise von **M. 2.— für den einfachen und M. 3.— für den doppelten** ...erschienen.

Einfache Bände:

- ...au, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten.
- ...nett, Der kleine Lord.
- ...illet, Das Tagebuch einer Frau.
- ...rgy, Aus den Memoiren einer Berliner Range.
- ...Bersdorff, Ein schlechter Mensch.
- ...y, Flederwischs Heirat.
- ...rraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
- ...tul Lindau, Helene Jung.
- ...avage, Meine offizielle Frau.
- ...oß, Kinder des Südens.
- ...Was der heilige Joseph vermag.
- ...Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.

Doppel-Bände:

- Conway, Eine Familiengeschichte.
- Croker, Die hübsche Miß Neville.
- Hopfen, Der Väter zweie.
- — Robert Leichtfuß.
- Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
- Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
- v. Wolzogen, Der Thronfolger.
- — Die tolle Komteß.
- E. v. Zobeltitz, Das Heiratsjahr.